33070.

G.o. germ.

1970ª (1

Lohde

Auf klassischem Boden.

Roman

aus der Zeit König Otto's

von

Clarissa Lohde.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilian-pl. 18

Motto:

Herrlich auf ragendem Fels, von dem lichtesten Aether umblauet
Heben sie stolz sich empor die marmornen Säulen der Tempel,
Schön noch, ob selbst in Ruinen von mächtig ergreifendem Reize,
Zeugen der Kraft und der Größe des menschlichen Könnens und Denkens,
Doch auch der Endlichkeit aller von Menschen geschaffenen Werke.
Wer, der sie alle geschaut die Wunder des heiligen Hellas,
Kehrte geläutert nicht heim, die Seele von Andacht gehoben?

Erster Band.

Berlin 1881.
Druck und Verlag von Eugen Grosser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

An der Phalerischen Bucht, zwischen Neu-Phaileron und dem Piräus, erhebt sich der Hügel Munychia, einst der Hauptbefestigungswall der Athener gegen feindliche Angriffe vom Meere her. Von den Tempeln und Heiligthümern, den Befestigungswerken und Theatern, die diesen Hügel schmückten, ist nichts mehr vorhanden als einige Trümmer, und wo in alter Zeit der Artemis geopfert worden, da klingen jetzt die Vesperglocken einer kleinen griechischen Kapelle in's Thal hinab, und rufen die Umwohner der Meeresküste zur Andacht herbei. Ein bequemer Fußpfad führt von dieser Kapelle zur Hafenstadt Piräus hinab, die sich mit ihren weißen Häusern, ihren Kirchen und grünen Plätzen, den zahlreichen buntbewimpelten Masten der im Hafen ankernden Schiffe stattlich genug ausnimmt. Nach der entgegengesetzten Richtung hin ist der Pfad weniger gut. Schmal und steinig führt er an schroffem Felshang entlang, in den die Flut sich tiefe Höhlen und Schluchten gegraben, und immer aufs Neue in aufspritzenden Schaumwellen sich bricht. Verfolgt man

den Fußpfad, so steht man bald an einer von Felsen umschlossenen stillen Bucht, in der das lichte Blau des griechischen Himmels sich freundlich wiederspiegelt. Rechts auf vorspringender Felsspitze erhebt sich von anmuthigen, bis zur Bucht hinab terrassirten Gartenanlagen umgeben ein hübsches Landhaus, in jenem neugriechischen Baustyle, der die alten classischen Reminiscenzen mit den bescheideneren Anforderungen der Neuzeit zu vereinen sucht. Nach dem Meere zu, wo der Fels steil abfällt, schmückt eine zierliche Portikus mit breitem Balkon die Westfront, während auf der dem Garten zugewandten Seite grün umrankte Säulen eine schattige Veranda bilden, die vom frischen Meerwind durchzogen, von schattenden Platanen, von Mandel- und Feigenbäumen umgeben, auch in der größesten Hitze einen einigermaßen kühlen Aufenthalt verspricht. Seltsam contrastirt dieses wohlgepflegte Grundstück mit der sonstigen vegetationslosen Oede ringsum. So weit das Auge reicht, sieht es nur das Meer und den gelblichen Kalkfelsboden, über den hier und da zwischen dem Gestein emporsprossende Frühlingsblumen ihren farbenprächtigen Teppich breiten. Vom lichten Aether Attikas umflossen, von der blauen Meeresflut umwogt, steht das Haus, ein einsamer Wächter auf schroffer Felsenspitze. Nirgends sonst eine Spur von Leben, nur am sandigen Ufer der Bucht zeigt sich noch eine niedere Hütte; ein Steg führt von ihr ins Wasser, an dem neben einem schmalen Fischernachen schmuck und stattlich eine Barke schaukelt, deren Sitz am Steuer mit bunten Teppichen belegt ist.

Vor der Thür der Hütte an einem runden Steintische sitzt ein Herr in fränkischer Tracht. Er hat den breitrandigen Strohhut abgenommen und bietet die von vollem blonden Haar umrahmte Stirn dem vom Meere erfrischend wehenden Luftzuge, denn es ist Mitte April nach unserm Kalender, obwohl der griechische erst den Anfang des Monates zeigt. Das Jahr 1857 meinte es aber gut, und trieb schon früh den Wein zu Blätterschmuck und Blüthe. Außerdem zeigt die Uhr, die der Fremde zieht, erst die vierte Nachmittagsstunde, eine Tageszeit, in der die Sonne noch heiß und brennend auf Meer und Land liegt. Zu seinen Füßen die gelbe prächtige Zibetkatze macht ihm bemerklich, daß es noch eigentlich Zeit zur Siesta sei; denn sie reckt und dehnt gar behaglich die elastischen Glieder im Sonnenschein. Der Fremde betrachtet die Bewegungen des schönen Thieres mit Vergnügen; er lächelt und dieses Lächeln steht seinem ernsten, edelgeformten Antlitze gut.

Aus der Thür der Hütte tritt jetzt ein alter, etwas gebückt gehender Mann in der von Inselbewohnern und Handwerkern noch beibehaltenen türkischen Tracht. Langes weißes Haar fällt auf die dunkelfarbige Jacke; über den ebenfalls dunklen Kattunbeinkleidern trägt er mehrmals um den Leib geschlungen, den zum Schutze gegen die Einwirkungen des Klimas dienenden bunten Shawl.

Der Alte setzt eine Tasse türkischen Kaffees vor den Fremden hin, der diesem prächtig zu munden scheint; denn er wendet sich freundlich zu dem Alten und sagt in neugriechischem Idiom:

„Das hat köstlich geschmeckt!"

Der Alte nickt mit der den Griechen eigenen Würde: „Glaub's schon, Herr, die Hitze ist groß und Ihr seid zu Fuß hergekommen."

„Nur ein Stückchen," entgegnete der Fremde, „es war zu verlockend, über den altberühmten Hügel zu wandern."

„Ah so," meinte der Alte, „ich verstehe, Ihr seid ein Gelehrter, ein Deutscher wahrscheinlich?"

„Allerdings!" entgegnete der Andere; „doch wie erkennt Ihr das sogleich?"

„Nun, seitdem unser guter König Otto hier ist, sehen wir ja der Deutschen genug, um sie allmälig aus den andern Nationen heraus zu erkennen."

Der Alte sagte das in einem so mürrischen Tone, daß der Fremde halb neugierig, halb scherzend fragte: „Ihr mögt wohl die Deutschen nicht?"

„Nun, die Deutschen zu lieben haben wir gerade keinen Grund, Herr!" war die ohne Scheu gegebene Antwort. „Ja, wären Alle König Otto und seiner Gemahlin ähnlich! Aber, was hier herkommt aus Deutschland, das sind größtentheils solche, die im Vaterlande nicht recht fortkommen können, und hier in dem armen Griechenland ihr Glück zu machen denken — ausgenommen die Gelehrten, Herr, die rechne ich nicht dazu!"

„Und doch wollen auch die Gelehrten hier ihr Glück machen," nahm der Fremde die ihn offenbar interessirende Unterhaltung auf; „sie wollen sich Schätze des Wissens

aus Euren Monumenten sammeln, die sie sonst nirgends in der Welt finden."

Der Alte lachte: „Das mögen sie, Herr! Wir können aus den Trümmern doch nicht so viel herauslesen. Nur fortschleppen sollen sie uns nichts, wie die Engländer, die kein Schiff aus dem Hafen gehen lassen, ohne einen Raub heimlich davon zu tragen."

Der Fremde blickte noch aufmerksamer auf den Alten, dessen ungewöhnlich gute Ausdrucksweise ihn frappirte. War trotz aller Mißwirthschaft und Tyrannei doch der Funke hellenischen Geistes noch nicht ganz im Volke erloschen, und durchdrang er noch wie ehedem alle Schichten der Gesellschaft bis hinab zu diesem armen alten Fischer? „Ihr sprecht sehr gut für einen Mann Eures Standes!" sagte er. „Seid Ihr immer Fischer gewesen?"

Der Alte richtete sich stramm auf und stellte sich in militärischer Haltung vor den Fremden hin: „Ich war Soldat, Herr, und focht mit für die Freiheit meines Vaterlandes!"

Sein Auge blitzte. „Oh, ich habe sie alle mitgemacht, jene ruhmreichen Schlachten, die uns vom Joche des Moslem befreiten. Ich war ein schmucker und tapferer Soldat, Herr! Aber als Friede wurde und König Otto in's Land kam, war es aus mit dem Waffenhandwerk. Da hieß es, irgend ein Gewerbe ergreifen, um sich zu ernähren. Ich hatte keines gelernt. Mein Vater war Diener bei dem großen Lord Byron gewesen, als derselbe in Athen im französischen Franziskanerkloster wohnte. Der hatte sich

für mich interessirt und mich von den Mönchen im Lesen und Schreiben unterrichten lassen. Er meinte, mit der Bildung zunächst sei dem griechischen Volke zu helfen. Wir sollten so werden, wie unsre Väter gewesen, so sagte er oft zu mir, wo jeder Bürger mitreden konnte im Rath und in der Verwaltung des Landes. Nun Herr, das war recht schön, und mein Lesen und Schreiben ist mir auch zu Statten gekommen, so lange der Lord lebte und mir Arbeit verschaffte. Aber da kam der Freiheitskampf dazwischen; wer da eine Waffe tragen konnte, der griff dazu. Freilich dachten wir Alle, daß uns das Vaterland, für das wir unser Blut vergossen, nach seiner Befreiung auch Brot geben werde. — Das war aber nicht so, — besonders für Schreiber, wie ich einer war, den der Lord alte Inschriften und Dokumente hatte abschreiben lassen, gab es nichts mehr zu thun. Dazu kam, daß mir nach dem Tode des Lords jede Protektion fehlte. Ohne Familienverbindungen gelangt man hier zu Lande nun einmal zu nichts, — ich aber hatte keine Familie; mein Vater, der auch während des Krieges vom Fieber dahingerafft worden, stammte aus Patras, aus einer Steinmetzfamilie, die seit langen Jahren herabgekommen und verarmt war. In Attika war ich ein Fremder."

„Armer Mann, und wozu grifft Ihr nun?"

„Wozu?" Es ging wie ein Wetterleuchten über des Alten Gesicht. „Ich schlug mich so durch, Herr, wie's gerade kam. — Janni!" rief er dann plötzlich sich unterbrechend, offenbar in der Absicht, das Gespräch nicht weiter

zu führen, „auf Bursche, es ist Zeit, daß Du Dich aus Deinem Schlummer aufrafffst und die Boote in Ordnung bringst; die Herrschaft könnte spazieren fahren wollen.“

Der so Gerufene war ein junger Bursche von kaum mehr als 17 Jahren, der im Kahne lang hingestreckt, den Strohhut übers Gesicht gezogen, fest geschlafen hatte, jetzt aber beim Rufe des Alten erschreckt emporfuhr.

„So ist das junge Volk,“ wandte sich der Alte seinen Fez unmuthig auf dem Kopfe hin und herrückend wieder zu dem Fremden, „von unserm Schlage ist nichts mehr darin. Das läßt sich wohl sein und sorgt nicht viel für den andern Morgen. Da ist der Janni und die Melitte, beide jung und frisch; aber scheint die Sonne nur etwas heiß, da liegen sie und schlafen und lassen von dem Alten sich beschämen.“

Wie um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, stieß er die hölzerne Thür der Hütte auf, und gewährte so dem Fremden Einblick in den rauchgeschwärzten ärmlichen Raum, in dem ein Tisch und eine Bank das einzige Mobiliar bildeten. Um so anziehender war das Bild, das sich dem empfänglichen Auge des Fremden inmitten dieser Armuth darbot. Vor dem verglimmenden Herdfeuer lag auf einer Strohmatte hingestreckt ein schlafendes Mädchen. Das schwarze, krause Haar fiel in malerischer Unordnung über die Stirn und schloß das braune kindliche Gesichtchen ein, dem der von einem dunklen Kattunröckchen bedeckte zierliche Körper, mit den kleinen bloßen

Füßen, die übereinandergelegt dem Feuer zugekehrt waren, entsprach.

„Eure Tochter?" wandte der Fremde sich fragend zu dem Alten.

Dieser schüttelte den Kopf:

„Ein Kriegsmann, Herr, wie ich, kann sich den Segen der Ehe nicht erlauben. Kinder meiner Schwester sind es, der einzigen, die ich hatte und die der große Lord noch aus der Taufe gehoben hat. Sie lebte bei mir, nachdem man ihren Mann ihr eines Tages als Leiche von einer Kugel durchbohrt in's Haus gebracht hatte. Der Schreck, Herr, — denn es war nicht zur Kriegszeit mehr, wo man so etwas erwartet, und ihr Mann, ein stiller Bürger, Schuhmacher seines Zeichens, der sich um die Unruhen draußen in den Bergen wenig kümmerte — zerrüttete ihren Geist. Nach kurzer Zeit schon starb auch sie, und ließ mir, als die Panagia*) sie von ihren Leiden erlöste, die beiden Kinder hier als Erbteil zurück."

Er hatte das Alles so hingesprochen, als wäre es ihm ganz unbewußt, welch' tragisches Geschick er mit den wenigen Worten enthüllt hatte.

„Melitte, auf, Mädchen!" rief er dann in die Hütte hinein, daß die Schlafende rasch aufsprang, und mit ihren großen schwarzen Augen sich verwirrt umblickte.

---

*) Die heilige Gottesmutter, die mehr als Gott und der Heiland von den Griechen verehrt wird, und deren Bild fast in jeder Kapelle zu finden ist.

„Weißt, daß Du um 5 Uhr bei den Fräuleins oben sein mußt.“

Noch immer ruhten die Blicke des Fremden auf dem reizenden Kinde, das verschämt die Hände vor's Gesicht hielt, um dann mit einem raschen Sprunge sich in eine anstoßende Kammer zu flüchten, den einzigen Toilettenraum, der ihr zur Verfügung stand. Auch Janni war jetzt hinzugetreten und machte sich mit den zum Trocknen aufgehängten Netzen zu schaffen, ein stattlicher Bursch, der dieselben schwarzlockigen Haare und dunklen Augen hatte, wie die Schwester.

Der Fremde schickte sich zum Gehen an.

„Die Gräfin Pachta ist doch daheim?“ fragte er mit einem Blick auf das mit niedergelassenen Jalousien wie von tiefem Schlaf umfangen daliegende Landhaus.

Der Alte sah ihn verwundert an:

„Wo sollte die Herrin sein? Um diese Stunde geht hier zu Lande Niemand aus. Wollt Ihr unsere Gräfin besuchen, Herr?“

„Eure Gräfin?“ fragte der Fremde dagegen, von der Vertraulichkeit, mit der dieser arme Fischer von einer so vornehmen Dame sprach, überrascht. „Seid Ihr im Dienste der Gräfin?“

„Im Dienste nicht, Herr!“ war die etwas barsch gegebene Antwort. Ein alter Soldat dient in Griechenland keinem Andern, als dem Basilev.*) — Die Gräfin hat mir

*) Basilev, deutsch König.

diese Hütte zum Wohnen überlassen, wofür ich ihr die Fische zur Tafel liefere, und Janni sie in ihrer Barke auf dem Meere rudert." Der Fremde hatte schon von dem griechischen Stolze reden hören, der damals noch lieber zur Pistole griff und auf offener Landstraße dem Reisenden ein Lösegeld abforderte, als sich zum Dienen oder zu niedriger Arbeit entschloß, jetzt aber trat ihm derselbe zum ersten Male in Wirklichkeit entgegen.

„Ihr spracht indessen vorhin von Eurer Gräfin!" warf er fragend ein.

„Und das mit Recht, Herr! Wir Alle rings um Athen nennen sie so. Sie ist die Wohlthäterin der Armen, baut den Obdachlosen Häuser und kleidet die Nackten. Keine Woche vergeht, ohne daß Comteß Irene in Begleitung ihrer deutschen Gouvernante, den ganzen Wagen gefüllt mit Maismehl und Oliven, mit Tüchern und Röcken für die Frauen, und sonstigem Nothwendigen durch die Stadt fährt, um die Bedürftigen damit zu erfreuen. Allerdings müssen die so Bedachten auch ordentlich sein, und sich in Nichts vergangen haben; sonst ist die Herrin unerbittlich. Sie ist bei aller Güte eine gar strenge Frau und Gebieterin!"

„Die um ihrer Wohlthaten willen allgemein geliebt und verehrt wird," fügte der Fremde hinzu; „ich habe schon davon gehört."

Der Alte schob an seinem Fez und kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, ja, man liebt sie; aber sie ist eben streng, und da hat sie auch ihre Feinde, Alle, die von der

Zucht nichts wissen wollen. Die Griechen, lieber Herr, sind ein freies Volk und sie lassen sich nicht gern leiten, dazu noch von einer Frau. Wollt Ihr aber hinauf, Herr," unterbrach er sich dann selbst, der eben aus der Thür tretenden Melitte einen Wink gebend, „so kann Euch das Mädchen führen. Sie geht den Fußsteig, der näher und schattiger ist, als der breite Fahrweg."

Der Fremde nahm das Anerbieten an. Die Hitze war groß und jede Abkürzung des Weges erwünscht.

Zweites Kapitel.

Mit leichtem elastischem Schritte ging das Mädchen voran. Das schwarze Haar war von einem ziemlich fadenscheinigen buntseidenen Tuche umschlungen, das kurz geschürzte Kattunröckchen zeigte die anmuthigen Umrisse der zierlichen Gestalt, die sich scharf und klar von dem attischen Aether abhob. Langsamer folgte der Fremde. Ganz benommen von all dem Eigenartigen, das er sah und hörte, versetzte die Glut der Atmosphäre ihn in einen traumhaften Zustand, gegen den er vergeblich anstrebte. Ab und zu fuhr er mit der Hand über die Augen, als müsse er sich vergewissern, daß er wache, und Alles Wirklichkeit sei, was er schaue. Nun stand die schlanke Mädchengestalt, deren Füße kaum den gelblichen Kalkboden zu berühren schienen, vor einer schmalen Pforte in der hohen Mauer still, die

nach Osten zu den Hof und die zum Landhause gehörenden Wirthschaftsgebäude einschloß. — Es war ein Nebeneingang für die Dienerschaft vermutlich; denn der Haupteingang lag, wie der Fremde jetzt sah, nach Norden zu, wo ein breites Gitterthor den Garten von der dort mündenden Fahrstraße trennte. Ein heller Glockenton zitterte durch die schwüle Stille der Luft. Sogleich öffnete sich die Pforte. Ein altes Mütterchen begrüßte mit stummem Kopfneigen das Mädchen, das ihr, auf den Fremden deutend, einige Worte in's Ohr flüsterte. Die Alte nickte von Neuem und schritt dann mit schlürfenden Schritten dem Gaste voran, über den einsamen Wirthschaftshof, auf dem einige gackernde und im Boden scharrende Hühner die einzig lebenden Wesen zu sein schienen, nach der Gartenthür, die sie stumm öffnete und hinter dem Erstaunten wieder schloß, ehe er auch nur Zeit gefunden hatte, eine Frage an sie zu richten. Jetzt stand er nun in einem dichten Bosket von Lorbeer und Oleander und sah durch das Gewirr der Blätter auf das weißschimmernde Landhaus, dessen dichtgeschlossene und verhüllte Fenster noch immer die Stunde der Siesta verkündeten. Nirgends ein menschliches Wesen, bei dem er sich hätte melden können. Wie ein Verzauberter kam er sich vor in dieser lautlosen Stille, umgeben von einer exotischen Pflanzenwelt, die mit berauschenden Düften die heiße Luft erfüllte. Noch immer stand er regungslos auf seinem Platze. Hier aber konnte er nicht träumend verweilen, obwohl eine nahe Bank unter einem blühenden Orangenbaum gar lockend zur Ruhe einlud; die Schicklich-

keit gebot, daß er sich bei der Herrin des Hauses meldete. So suchte er denn auf gewundenem Pfade, durch einen Orangen- und Myrthenhain, den Weg zu der hell im Sonnenlicht glänzenden Säulenhalle zu finden. Bald sah er sich denn auch, perlende Schweißtropfen auf der Stirn seinem Ziele gegenüber. Da stockte zögernd wieder sein Schritt: träumte er oder wachte er? War es nicht, als wenn die Märchenwelt seiner Kindheit vor ihm lebendig geworden? Von Säule zu Säule der die ganze Südfront einnehmenden Halle rankten sich Rosengewinde, mit unzähligen Blüthen bedeckt, so groß und üppig in Form und Farbe, wie sie nur die südliche Sonne zeitigt. Bis zu dem feinsten, im Windhauch schwankenden Zweiglein, breitete sich die farbige Pracht, die eben so rasch erblühend wie verwelkend, einen wahren Regen duftender Blätter auf die in einem Schaukelstuhle ruhende Gestalt eines jungen weißgekleideten Mädchens streute. Was aber dem Fremden in Wahrheit wie ein Märchenbild vorkommen mußte, war die Erscheinung des Mädchens selbst, dessen anmuthig geneigter, von dem leuchtenden Blüthengewirr umgebener Kopf eine Fülle blonder Locken zeigte, ein in diesem Himmelsstrich so seltener Anblick, daß das Erstaunen unwillkürlich in einem lauten Ausruf sich kund gab: „Dornröschen!“

Er erschrak. Wie vorhin der Ton der Glocke, so vibrirte jetzt auch der Laut seiner Stimme lange nachhallend in der Luft. Gleichwie ein verbotenes Wort den ganzen Zauber zerstören kann, so auch hier. Der blonde Mädchenkopf richtete sich auf, und jetzt, als der Fremde den Hut

in der Hand mit tiefer Verbeugung näher trat, sah er wohl, daß die erregten Nerven ihn getäuscht hatten; denn nicht ein blondes Dornröschen, wie Maler und Dichter die deutsche Märchengestalt gebildet haben, stand vor ihm, sondern eine junge Dame, deren von den Lidern halb verdeckte sammetschwarze Augen trotz des hellen Haarschmuckes deutlich genug das Blut einer südlichen Zone verriethen. Mit sicherem Anstand und der vornehmen Freundlichkeit, die Abstammung und Erziehung verleihen, erwartete sie den Fremden, der rasch sich fassend seinen Namen nannte:

„Doktor Albrecht Weltheim!"

Sie erröthete bei Nennung dieses Namens und lächelte zugleich, augenscheinlich angenehm berührt. „Ich erriet es wohl, Herr Doktor!" begrüßte sie ihn freundlich in deutscher Sprache, „und zweifelte nur einen Moment, da wir Sie schon früher und nicht in so heißer Nachmittagsstunde erwarteten."

„Eine Wanderung über die Munychia hat mich länger aufgehalten, als ich dachte. — Verzeihen Sie nur, meine gnädige Comteß, daß ich als ein so unbefugter Eindringling hier vor Ihnen stehe; aber man ließ mich ohne ein Wort in den Garten, wo ich allein und führerlos meinen Weg mir weiter suchen mußte."

Wieder stockte er, ihm fiel plötzlich ein, daß der alte Fischer von einer deutschen Erzieherin gesprochen hatte, sollte er sich trotz der schwarzen Augen irren?

„Ich habe doch die Ehre," fügte er zögernd hinzu, „Comteß Irene Pachta vor mir zu sehen?"

Sie neigte lächelnd das Haupt: „Ihre Schülerin, Herr Doktor!"

Ja, seine Schülerin. Man hatte ihm von ferne den Antrag gemacht, während seines Aufenthaltes in Athen der Tochter der Gräfin Pachta zur Vollendung ihrer Bildung Vorträge über Geschichte und Literatur zu halten, und er hatte denselben ohne Bedenken angenommen. Jetzt gegenüber dieser schönen und in ihrem Auftreten ihm so fertig erscheinenden jungen Dame, kam es ihm doch wie eine Kühnheit vor, sie als Schülerin betrachten zu sollen. Sie aber ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken:

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie meiner Mutter zuführe!"

Mit einer anmuthigen Handbewegung lud sie ihn ein, ihr in's Haus zu folgen; aber schon auf der Schwelle, die von der Säulenhalle in einen anstoßenden hohen und luftigen Saal führte, blieb sie, sich umwendend, wieder stehen:

„Meine Mutter muß bereits benachrichtigt sein; sie kommt soeben selbst, Sie zu begrüßen."

Sie trat zurück, um der Gräfin Platz zu machen, deren hohe majestätische Gestalt einen Augenblick in der Thüre stehen blieb, mit raschem Blick die Erscheinung des Fremden überfliegend, der ehrfurchtsvoll vor ihr sich neigte.

Die Gräfin mochte 40 Jahre zählen; ihr Jugendreiz war lange verblüht; dennoch war sie noch eine schöne Frau zu nennen, von jener ernsten, strengen Schönheit indessen, die imponirt, ohne das Herz zu erregen.

Auch die Gräfin redete Weltheim in deutscher Sprache an: „Ich muß um Verzeihung bitten," sagte sie, „daß der Empfang, der einem so lange erwarteten Gaste wird, so aller Form entbehren mußte. Das ungeschickte Mädchen, die Melitte, hat Sie, Herr Doktor, wie sie mir eben beichtete, durch die Hofthür eingelassen."

Sie gab Irenen einen Wink, die sich rasch entfernte, und nöthigte Weltheim ihr gegenüber auf einem der vielen bequemen Sessel Platz zu nehmen, die im kühlen Schatten der Halle zerstreut standen.

„Lassen Sie mich vor Allem Ihnen Dank sagen, Herr Doktor," hub sie wieder an, „daß Sie auf Professor Bernards Vermittelung sich sogleich bereit fanden, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich bin überzeugt, Sie bringen ein Opfer, wenn Sie einen Theil Ihrer den klassischen Studien gewidmeten Zeit dem Unterrichte eines jungen Mädchens widmen."

„Durchaus nicht, gnädigste Gräfin!" war Weltheims, das Opfer höflich ablehnende Antwort. „Historie und Literatur, die ich der Comteß vorzutragen übernommen habe, sind ja gerade meine Fachstudien."

„Und Archäologie, wie mir Herr Professor Bernard mittheilte!"

„Soweit die Archäologie eben in mein Arbeitsfeld hineingreift, gnädigste Gräfin! Wer kann griechische Geschichte und Literatur studiren, ohne die Steine zu fragen, die oft die einzige Kunde von der vergangenen Zeit geben?"

Die Gräfin neigte beistimmend das Haupt: „Dann

gestatten Sie mir wohl, Ihnen meine Wünsche in Beziehung auf den Unterrichtsplan für meine Tochter auszusprechen!"

„Sie haben zu befehlen, gnädigste Gräfin!"

„Im Voraus," fuhr diese wieder fort, „bekenne ich mich der in Deutschland vielleicht schon veralteten Richtung anzugehören, die eine gewisse Beschränkung auch selbst im Aneignen von Kenntnissen für die Frauen heilsam findet."

„Allerdings, gnädigste Gräfin," entgegnete Weltheim, als dieselbe einen Moment wie Antwort erwartend inne hielt, „muß ich mit gleicher Offenheit bekennen, daß ich diese Ansicht nicht theile. Die möglichste Ausbildung aller Fähigkeiten halte ich meinerseits für das weibliche Geschlecht für ein erstrebenswerthes Ziel, da mit der Höhe der Bildung die Höhe des sittlichen Bewußtseins enge zusammenhängt."

Der Gräfin schwarze Augen hafteten einen Moment mit dem Ausdruck unruhigen Forschens auf dem jungen Gelehrten, dem sie als Lehrer ihrer Tochter vielleicht ein weniger ansprechendes Aeußere, weniger vornehme Sicherheit des Auftretens gewünscht hätte.

„Ihre Anschauungen mögen für Deutschland eine gewisse Berechtigung haben, Herr Doktor," erwiderte sie merklich kühler, „für Griechenland sind sie nicht anwendbar. Das griechische Volk steht noch am Anfange seiner Entwickelung und darf daher nicht mit dem raschen Fortschritt anderer Nationen wetteifern wollen. Unsere Weisheit liegt in der Beschränkung, in der Vereinbarung alter Sitte mit den Forderungen der modernen Kultur. In

diesem Sinne können auch die Frauen viel wirken, wenn sie sich die Befähigung erwerben, das Richtige zu erkennen, überall maßvoll vorzugehen und jede Ueberstürzung zu vermeiden. Wie leicht man bei dem besten Willen in dem gar zu raschen Bemühen, Bildung zu verbreiten, fehl greifen kann, beweist die von König Otto geschaffene Institution des freien Unterrichtes auf Schulen und Universitäten."

„Es braucht nur zu der Schulfreiheit der Schulzwang hinzugefügt zu werden," warf Weltheim ein, „und Griechenland besitzt ein Gut, um das alle Kulturvölker es beneiden könnten."

„Um dann eine Ueberfülle an Intelligenz zu erzeugen, an der wir jetzt schon ohne Schulzwang kranken!" entgegnete die Gräfin. „Nein, Herr Doktor, uns thut ganz etwas Anderes Noth, die Lust zur praktischen Arbeit, die vorläufig den Griechen noch gänzlich mangelt. Wir haben keine tüchtigen Bauern, keine geschulten Handwerker, rühriger Fleiß ist nirgends zu finden. Eine Bildung aber ohne materielle Grundlage ist für das Volk nur vom Uebel. Sie haben ja heute selbst ein Beispiel in dem alten Fischer Petros kennen gelernt, Herr Doktor, bei dem Sie, wie Melitte berichtete, ihren Kaffee genommen haben. Der Mann ist im Besitze einer gewissen Bildung —"

„Hat aber keine Anstellung finden können, wie er mir erzählte," fiel Weltheim ein.

„Ein so armer kleiner Staat, wie der griechische, hat eben nicht Anstellungen genug zu vergeben, um allen

schulgebildeten Griechen Brod zu verschaffen," war der Gräfin Antwort. — „Doch wir sind von unserm Thema abgekommen, obwohl das Gespräch nicht so fern demselben liegt, als es den Anschein hat. Sie haben aus demselben vielleicht ersehen, daß mir die Krankheit, an der mein Vaterland leidet, nicht unbekannt ist, und ich füge dem noch hinzu, daß mir dieses Vaterland dessenungeachtet, ja vielleicht gerade um dieser Krankheit willen unaussprechlich theuer ist, daß ich es nächst meinem Kinde am meisten auf der Welt liebe." Ihr Auge leuchtete bei diesen Worten auf.

Weltheims Blick ruhte bewunderud auf der in ihrer edlen Erregung noch stolzer und vornehmer erscheinenden Frau, in der noch ein Rest jener antiken Größe zu leben schien, die vor Jahrtausenden das griechische Volk zu dem ersten der Erde machte.

Die Gräfin bemerkte diesen Blick. „Wer wie Sie, Herr Doktor," fügte sie erklärend hinzu, „ein Vaterland besitzt, das fest aufgebaut, ein Stolz seiner Kinder dasteht, der weiß nicht, was es heißt, einem so lange geknechteten unterdrückten Volke anzugehören, kennt nicht das Weh, das die Seele beim Anblick seines inneren und äußeren Elends erfaßt. Ich wenigstens vermag nicht kalt dabei zu bleiben."

Wie überwältigt von ihren Empfindungen hielt sie einen Augenblick inne.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich darin ganz verstehen werden!" wandte sie sich dann mit einem Lächeln, das ihre ernsten Züge ungemein verschönte, zu Weltheim, „wie ja

deutsches und griechisches Blut sich leider nicht so gut verstehen, wie es im Interesse beider Nationen für mein Vaterland wünschenswerth wäre. Auch in meiner Tochter Wesen, deren Vater, wie Sie wissen, ein Deutscher war, findet sich ein gewisser Zwiespalt, der aus dem gemischten Blute entspringen mag. Sie hat viel Deutsches in sich ch aber wünsche, wie ich Ihnen offen gestehen will, daß sie mit Herz und Seele eine Griechin werde. Dieser Wunsch entspringt indessen nicht einer übertriebenen Vorliebe für meine Nationalität, sondern allein dem menschlichen Mitgefühl für mein Vaterland, das der vollen Hingabe aller seiner Kinder bedarf. Was mir meine Stellung und mein Vermögen zur Abhilfe geistiger und materieller Noth zu thun erlaubte, das habe ich gethan, habe Einrichtungen getroffen, Anstalten begründet, die indessen lange Zeit noch einer sorgsam pflegenden Hand bedürfen. Wem sollte ich diese Pflege einst anvertrauen, wenn nicht meinem Kinde? Irene wird nach meinem Tode nicht allein die Erbin meines Vermögens, sondern auch Erbin meiner Schöpfungen, und daß sie auch Erbin meiner Ideen, meiner Vaterlandsliebe werde, das ist ein Gebet, das ich täglich zum Schöpfer empor sende."

Wieder hielt sie inne, ihre ernsten Augen fest auf Weltheim richtend.

„Begreifen Sie jetzt, nach welcher Richtung hin ich die Bildung meiner Tochter zu vervollkommnen wünsche?"

„Sie wünschen, gnädigste Gräfin," entgegnete er, „daß ich der Comteß Blick vor Allem auf die vergangene

Größe ihres Vaterlandes lenke, daß ich sie mit der ruhmreichen Geschichte, den großen Dichtern und Denkern ihrer Nation bekannt mache."

„Ohne die deutschen Dichter und Denker indessen ganz auszuschließen," stimmte die Gräfin freundlich zu. „Irene hat als Tochter eines Deutschen Anrecht auf einen Einblick in deutsche Geschichte und Literatur. Wie es einzurichten, beiden Nationen nach Maßgabe der Verhältnisse gerecht zu werden, das überlasse ich, da Sie mich so gut verstanden haben, mit vollem Vertrauen Ihrem Ermessen."

Weltheim wollte der Gräfin bemerklich machen, daß sie ihm mit diesem Vertrauen eine gar zu große Verantwortlichkeit auferlege; aber er fand nicht Zeit dazu, denn eben setzte ein Diener in griechischer Nationaltracht ein silbernes Tablet mit Erfrischungen vor ihn auf den Marmortisch, und demselben auf dem Fuße folgte Comteß Irene mit ihrer Erzieherin.

Drittes Kapitel.

Die Gräfin stellte Weltheim die deutsche Dame als Fräulein Ida von Faller vor. Mit einem natürlichen Interesse betrachtete dieser die Landsmännin, deren Jugend und Schönheit ihm ebenso auffiel, als ihr bleiches krankhaftes Aussehen. Fräulein von Faller konnte die Mitte

der Zwanzig noch kaum überschritten haben, ihr Typus war ein echt deutscher; blond, zart, mit großen blauen, etwas schwärmerischen Augen dünkte sie ihm zu allem Andern eher geeignet, als die Erzieherin und Leiterin eines erwachsenen jungen Mädchens zu sein. Dennoch schien die junge Comteß mit großer Liebe an ihr zu hängen, die sich in jedem Wort und jeder Miene äußerte, sobald die Erzieherin zu ihr sprach. Beide Damen nahmen an dem Tische zur Seite der Gräfin Platz, welche die Frage an sie richtete, ob Melitte fleißig gewesen und ihre Aufgaben gelernt habe.

„Sie müssen wissen," wandte sie sich erklärend zu Weltheim, „daß Fräulein von Faller die Güte hat, Melitte alle Tage in Handarbeiten zu unterrichten, während Irene ihr das Lesen beibringt."

„Gewiß eine große Mühe," meinte Weltheim, „die kleine Fischerdirne schien mir viel mehr Lust zum dolce farniente als zur Arbeit und zum Lernen zu haben."

„Sie hatte heute in der That wieder nichts gelernt!" sagte Irene lächelnd, „und entschuldigte sich, daß sie der großen Hitze wegen die Stunde, die der Oheim ihr zum Lernen frei ließe, verschlafen habe."

Die Gräfin seufzte. „Das ist das alte Lied, das in Griechenland in allen Gesellschaftsschichten wiederklingt: schlafen und die Zeit verträumen. Darin sind die Frauen ganz besonders Meisterinnen. Ist Frauenarbeit doch überhaupt hier etwas Verpöntes. Selbst Melitte für diese Lektionsstunde zu gewinnen, hat alle unsere Ueberredungs=

kunst gekostet, und wäre der alte Petros uns nicht verpflichtet, nimmer hätte er es erlaubt."

„Und diese Generation hoffen Sie dennoch zur Arbeit erziehen zu können, gnädigste Gräfin?" fragte Weltheim.

Ein ängstlich abmahnender Blick Fräulein von Fallers flog zu dem jungen Deutschen herüber, während die Gräfin, deren Wangen sich einen Moment höher färbten, nicht ganz ohne Gereiztheit erwiderte:

„Ich hoffe es, weil ich mein Vaterland liebe. Vielleicht ist mein Bemühen erfolglos, vielleicht erziele ich keine Früchte. Soll ich aber deshalb versäumen, die Saat auszustreuen, weil die Ernte zweifelhaft ist? Ich thue meine Pflicht, thue mir, meinem Vaterlandsgefühle genug."

Sie brach, als habe sie schon zu viel gesagt, rasch ab und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

„Ich hoffte eigentlich, Herr Professor Bernard würde Sie begleitet haben; er ist uns ein eben so lieber als seltener Gast."

„Er hätte das sicher nicht versäumt," entschuldigte Weltheim seinen Freund, „wenn ihn nicht die Sterne heute Abend noch auf seine Warte riefen."

„Ah, die Sterne, dann allerdings müssen wir Menschen nachstehen. Ich weiß, selbst die Majestäten können ihn in diesem Fall zu keiner Ausnahme bewegen."

Weltheim lächelte:

„So sind die Deutschen nun einmal, gnädigste Gräfin, die Pflicht vor Allem!"

„Und diese deutsche Pflichttreue wissen auch wir Griechen wohl zu schätzen," sagte die Gräfin freundlich, da unser Königspaar in dieser Tugend uns glänzend vorleuchtet. Sind Sie den Majestäten schon vorgestellt?"

„Noch habe ich um keine Audienz gebeten, da die Zeit immer noch zu kurz dazu war. Ich hatte so viel des Interessanten zu sehen."

„Sie waren schon während des Osterfestes hier?"

„Ja, gnädigste Gräfin, und Sie können denken, wie sehr mich dieses eigenartige Fest angezogen hat, besonders da ich in manchen der religiösen Bräuche noch alte Anklänge suche und finde."

Auch Irene horchte auf. „Wie das?" fragte die Gräfin.

„Die nächtliche Prozession zum Beispiel, welche den Heiland mit brennenden Kerzen zu Grabe trägt, erinnert in ihrer Ausstattung ganz an die heidnische Feier der eleusinischen Mysterien. Gleichen doch die mit Blumen und Bändern geschmückten Kerzen in ihrer Form genau den Fackeln, die bei den Eleusinien getragen wurden, wie sie auf alten Bildwerken und Vasen uns überliefert sind. Und dann das Fest selbst, das nichts von dem Ernst christlicher Ascese hat, sondern mit seinem Rosenschmuck der Kirchen, seinem heiteren Leben und Treiben, den munteren Vorbereitungen zu dem Festmahle der Osternacht eher an ein heidnisches Frühlingsfest erinnert."

Wieder traf ihn ein abmahnender Blick der deutschen Erzieherin, während die Gräfin ernst entgegnete:

„Was Ihnen einem heidnischen Brauche zu gleichen scheint, hat für uns eine tiefe und ehrwürdige Bedeutung, die der einer anderen Confession Zugehörige wohl schwer verstehen mag. Was aber die heiteren Vorbereitungen zum Festmahle der Osternacht betrifft, so meine ich, daß dieselben nach sechswöchentlichen so strengen Fasten, wie die Kirche sie uns auferlegt, natürlich und entschuldbar sind, besonders für das Volk, das stets mehr am Aeußeren der Religion, als an ihrem Inhalt haftet."

Weltheim fühlte beschämt, daß er an die deutsche Freiheit der Diskussion auch in religiöser Beziehung gewöhnt, den kindlich frommen Griechen gegenüber eine Taktlosigkeit begangen habe. Es schien indessen, als wenn die Gräfin als weltgewandte Frau ohne Verstimmung darüber hinwegsähe. Als er aufstand, um sich zu verabschieden, entließ sie ihn freundlich und forderte ihn auf, bevor er das Landhaus verlasse, noch von der Terrasse des nach dem Meere schroff abfallenden Felsplateaus den Sonnenuntergang anzusehen.

„Sie können," meinte sie, „rings um Athen keinen besseren Platz finden — die Akropolis ausgenommen — um dieses in unserm Himmelsstriche so besonders schöne Naturschauspiel zu genießen."

Damit verneigte sie sich und zog sich mit ihrer Tochter zurück, während Fräulein von Faller zu Weltheim trat und sich ihm als Führerin anbot, ob aus eigenem Antriebe, ob auf einen Wink der Gräfin, wußte er nicht; angenehm war ihm aber die Begleitung des fremden Mädchens auf

keinen Fall. Er hätte sich lieber allein in den Zauber der Natur vertiefen mögen, besonders da er noch so fremd hier von den verschiedensten Eindrücken sich bestürmt fühlte, in die er gern durch eine einsame Stunde Nachdenkens Klarheit gebracht hätte.

Fräulein von Faller schritt währenddessen ahnungslos über die unangenehmen Empfindungen, die ihre Begleitung erregte, ruhig voran, durch Lorbeer und Granathecken der Terrasse zu, auf der eine runde Steinbank zum Sitzen einlud. Ohne auch nur den Versuch zu machen, wie Weltheim gefürchtet hatte, eine Unterhaltung anzuknüpfen, setzte sie sich schweigend ihm zur Seite, als empfände auch sie das Bedürfniß einer Einkehr in sich selbst. Ungestört konnte Weltheim sich in den Anblick der Wunderwelt versenken, die im Abendglühen vor ihm ausgebreitet lag. Tief unten rauschte das Meer seine geheimnißvolle Weise, zuweilen aufzischend in perlendem Schaume, der den röthlichen Fels mit zerfließendem Schleier bedeckte. Weit und unermeßlich dehnte sich die blaue Wasserfläche, aus der die Inseln vom Abendnebel mit silbernen Streifen umsäumt emportauchten, sie Alle beherrschend Aegina mit der im Abendlichte röthlich leuchtenden Spitze des Hagios Elias, an dessen Fuße, ein letzter Zeuge vergangener Herrlichkeit, der schöne Tempel der Athena dem Auge sichtbar liegt. Links in weitem Bogen das Meer umspannend, breitet sich die attische Ebene, vom Parnes, Pentelikon und Hymettos eingeschlossen, welcher letztere wie ein Chamäleon seine Farbe unaufhörlich wechselt, vom fahlen Blaugrau

bis zum Rosa und tiefsten Purpur. In seinem Schutze, vom Abendsonnenglanz umflossen hoben sich die drei Hügel, der Lykabettos, Museion, die Akropolis mit ihren Tempeln von dem schon in die Farbe der Nacht gekleideten veilchenblauen Himmel ab. Wie stolz und herrlich selbst noch im Verfall stand der Parthenon da mit seinen Säulenhallen, die gleich den Bäumen des Waldes stolz und fest aus dem Boden emporzuwachsen schienen. Im Glanz der Ferne fügt sich die Ruine zu alter Herrlichlichkeit zusammen, als schaute die stolze Front noch hinab auf das ruhmreiche Athen, das Aeschylos, Sophokles und Euripides einst feierten.

Tief ergriffen von der Erhabenheit dieses Schauspieles bemerkte Weltheim nicht, wie der rothe Schein auf dem Meere allmälig schwand, der Farbenglanz erblich. Erst die Stimme seiner Begleiterin weckte ihn aus seiner Versunkenheit.

„Ich muß Sie an den Aufbruch mahnen, Herr Doktor!"

Die obwohl gewiß gut gemeinte Mahnung berührte ihn nicht angenehm.

Warum ihn jetzt schon in dem Genusse des schönsten Momentes den die Natur hier bietet stören, warum noch ehe der Zauberglanz des Lichtes verschwunden daran erinnern, daß die Nacht ihm folgen müsse, die Nacht, die alle Schönheit der Erde mit ihrem dunkeln Schleier bedeckt?

Dem jungen Mädchen entging die Wirkung ihrer

Worte nicht. Sie entschuldigte sich lächelnd: „Es wird hier rasch dunkel, die Nacht könnte Sie überraschen, ehe Sie Phaleron erreichen, wo doch wahrscheinlich Ihr Wagen auf Sie wartet."

In der That wartete Professor Bernard dort des Freundes, um mit ihm in dem neuen wohleingerichteten Wirthshause zu speisen. „Sie hatten vollkommen recht, mich meinen Träumen zu entreißen, mein Fräulein," entgegnete er jetzt gleichfalls lächelnd. „Ist man in solcher Natur doch in Gefahr, Alles, sogar seine Pflicht zu verträumen!"

Ohne etwas zu erwidern schlug sie die Richtung nach der unteren Terrasse ein, von der man durch eine Pforte auf einen zur Bucht hinabführenden näheren Fußpfad gelangt. An dem Ziele angekommen, wollte er ihr einige höfliche Worte des Dankes sagen, sie aber unterbrach ihn mit einer hastigen Bewegung. „Sie haben die größte Eile!" sagte sie. Janni wartet bereits unten, um Sie nach Phaleron hinüber zu rudern. Und nun, auf die Gefahr hin, mich Ihnen abermals recht unliebsam zu machen noch eine Warnung: Lassen Sie sich durch die deutsche Sprache, die hier in diesem Hause so gut gesprochen wird, nicht verleiten auch auf deutsche Gesinnungen zu rechnen. Ich möchte Sie vor bitteren Erfahrungen bewahren, wie ich sie habe machen müssen. Sie sind unter Griechen, vergessen Sie das nie und seien Sie vorsichtig!"

Ohne eine Antwort von dem Ueberraschten abzuwar-

ten schloß sie die Gitterpforte hinter ihm und war, ehe er es sich versah, im Dunkel des nahen Buschwerkes verschwunden. Nachdenklich stieg er abwärts der Hütte zu, deren Licht ihm in der jetzt wirklich hereinbrechenden Dunkelheit ein Führer war, den er auf dem unbekannten Wege nicht gern entbehrt hätte. Wie recht hatte die bleiche Deutsche gehabt ihn an den Aufbruch zu mahnen, — wie recht vielleicht auch mit ihrer letzten Warnung?

Noch einmal wandte er sich zu dem Landhause zurück, das mit seinen Balkonen und Säulen im Grün seiner Bäume so friedlich dalag, als könne nur Glück und Freude in seinen Mauern wohnen. Sollte auch diesem Asyle Leid und Sorge nicht fremd sein, auch hier inmitten des Zaubers der Natur Schmerz und Friedelosigkeit wohnen?

Seufzend wandte er sich ab: Wo ist ein ungetrübtes Glück auf Erden, wo sind wunschlose Menschenherzen zu finden?

Viertes Kapitel.

Wenige Minuten nur und Weltheim hatte die Bucht der Munychia hinter sich und schwamm in der von Janni geschickt geführten Barke der Gräfin auf der dunkeln Meeresflut. Hin und wieder ein leises Plätschern, sonst lautlose Stille ringsum. Am nächtlichen Himmel

funkelten die Sterne. Traumumfangen schaute Weltheim dem Spiele der Wellen zu, auf denen das leuchtende Sternenheer im Abbild auf und nieder wogte, bald die vom Ruder tropfenden Wasserperlen mit goldigem Glanze erfüllend, bald wieder zerfließend und in der Tiefe verlöschend.

Ein Bild des Lebens! dachte Weltheim, meines Lebens: Glanz und Dunkel, aufleuchtende und versinkende Hoffnung. Von den Wogen des Lebens in diese Welt von Glanz und Schönheit gehoben, und kaum vorher noch im Dunkel der Nacht gewandelt! Aus der wallenden Flut tauchten die Bilder der Vergangenheit vor ihm auf, ging sein Leben an ihm vorüber mit seiner Lust und seinem Leid.

Albrecht Weltheim war das einzige Kind eines Geistlichen, der an der Hofkirche in der Hauptstadt eines kleinen deutschen Staates die erste Stelle einnahm. Als Spielgenosse des Erbprinzen erhielt er mit demselben vom Vater den ersten Unterricht. Dann kam er auf's Gymnasium; er war fleißig und lernte leicht, seine Lehrer waren zufrieden mit ihm und nichts würde an seiner Lebensfreude gefehlt haben, wenn nicht seine Mutter, die er unaussprechlich liebte, zu kränkeln angefangen und Mann und Sohn mit Sorge für ihr Leben erfüllt hätte. Der siegesstolze Abiturient, dem der Vater wie einem Genossen und Freunde die Hand drückte, fühlte den ersten beängstigenden Schmerz, als die sanfte bleiche Mutter, seine Stirne küssend, im bangen Vorgefühle nahen Scheidens eine Thräne auf die-

selbe fallen ließ. — Da versanken mit einem Male die heiteren Sterne seines Lebens, und dunkel wurde es um ihn. Er sah die Mutter langsam dahinsterben und mußte neben dem eigenen Schmerze den des greisen Vaters tragen helfen, gerade in einer Zeit, wo sonst des Jünglings Blut aufbraust und den schäumenden Becher der Freude an die Lippen führt. Zwei lange bange Jahre dauerte der Kampf des Lebens mit dem Tode, dann wurde es still, ganz still in dem Pfarrhause. Das Lebensglück des Vaters sank mit der geliebten Gattin in's Grab. Sie war der Stern seines Lebens gewesen, an sie knüpften sich alle heiteren, glücklichen Erinnerungen seines der Pflicht allein geweihten Daseins; nun war das Licht erloschen und die ernste Pflicht allein regierte nur noch über seinem Leben. Wohl liebte er seinen Sohn, aber sein inneres Leben hatte sich längst von dem des Sohnes getrennt. Der Kampf der Meinungen, der während der Krankheit der Gattin und Mutter zurückgedrängt worden war, um die Leidende nicht zu betrüben, jetzt brach er mit doppelter Gewalt hervor. Starrer als je bestand der Vater darauf, daß Albrecht das begonnene Studium der Theologie fortsetzen, sein Nachfolger im Amte werden solle, wie es der ihm gnädig gesinnte Fürst versprochen hatte. Dieses moderne Schwanken, dieses Hin- und Hertasten der jungen Generation sei eine Krankheit, vor der er seinen Sohn wenigstens hüten wollte, er sollte der Erziehung im Elternhause Ehre machen und als Charakter aus demselben hervorgehen. Albrecht aber erklärte ebenso bestimmt dagegen, daß er für den Beruf

eines Pfarrers sich nicht tauglich fühle, daß seine Neigung ihn nach einer andern Richtung ziehe. Im Eifer des Streites berief er sich auf David Strauß, der eben in einer seiner Aufsehen erregenden Schriften die Theologie als eine Mausefalle für den freien Geist des Menschen bezeichnet habe. Dieses unvorsichtige Wort erzürnte den strenggläubigen Vater nur noch mehr.

Sein Sohn, der Sohn des Pfarrers Weltheim, dem modernen Atheismus und Pessimismus verfallen, das durfte er nicht leiden, dem mußte er, wenn nicht anders, mit Gewalt Einhalt thun. „Ich befehle," so schloß er das Gespräch, „und Du wirst gehorchen."

Da wachte aber auch in Albrechts Seele der vom Vater ererbte Eigenwille auf: Nein und tausendmal nein; es giebt noch etwas Höheres als selbst den Befehl des Vaters, dem der Mensch zu gehorchen habe, das sei die Stimme des Gewissens, und diese Stimme verbiete ihm ein Amt anzunehmen, das ihn zur Heuchelei, zur Sünde gegen sein Bewußtsein verleiten müsse.

Weltheim deckte bei dieser Erinnerung die Hand über die Augen. Erschütternder, als er geahnt, war die Wirkung seiner Worte auf den Vater gewesen. Das geliebte ehrwürdige Haupt des schwer geprüften Mannes sah er niedergebeugt im bittersten Schmerze des Lebens, eines Schmerzes, den ihm das eigene, das einzige Kind bereitete. Aber kein Wort des Vorwurfes kam mehr über die erbleichenden Lippen des Greises; finster und wortlos wandte er sich von seinem Sohne ab. Die Erlaubniß zu dem

Studium der Historie, die er sich erwählt hatte, wurde ihm gegeben, zugleich aber der strenge Befehl, eine andere Universitätsstadt zu beziehen und das Angesicht des Vaters zu meiden, bis dieser selbst ihn zurückrufen werde. Jahre vergingen und der vom Sohne so heiß ersehnte Ruf ertönte nicht; wie ein aus dem heimischen Boden gewaltsam gerissener Baum, so krankte das Herz des Jünglings in der Fremde. Je mehr er aber innerlich litt, mit desto größerer Energie warf er sich auf seine Studien; er wollte dem Vater beweisen, daß er trotz seines Schwankens doch ein Charakter geworden sei, der dem Vaterhause Ehre mache. — Ab.r selbst die Erfolge, die er errang, bewegten den Vater nicht. Jede Bitte des Sohnes, wieder in die Heimat zurückkehren zu dürfen, wurde kalt und bestimmt zurückgewiesen. Da trat sein Leben unerwartet in einen Wendepunkt. Das in die Tiefe getauchte Sternenheer stieg wieder zur Oberfläche. Der Prinz, Albrechts Spielgenosse, war nach vollendeten Studien und Reisen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte seines alten Lehrers und seines Jugendkameraden gedacht. Bei einem Besuche in des alten Pfarrers Hause hatte dieser, von innerem Kummer und Schmerz verzehrt, ihm von dem Zerwürfniß mit dem Sohne gesprochen. Der Prinz, wohlwollend, heiter und lebensfreudig, liebte es, ein wenig die Vorsehung zu spielen, Glück zu spenden und zu verbreiten. Eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn anzubahnen, schien ihm eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den alten würdigen Diener seines Hauses. Auch hatte er Albrecht stets gern gehabt

und schätzte dessen Wissen, von dem man rühmend gegen ihn Erwähnung gethan hatte. Hin- und herdenkend, wie die Sache anzufangen sei, machte ihm die fürstliche Mutter den Vorschlag, Albrecht als Informator in der Geschichte und Literatur für ihre heranwachsende Tochter, die Prinzessin Alice, nach der Stadt und an den Hof zu ziehen. Das dem Sohne erwiesene Vertrauen von Seiten der fürstlichen Familie würde den Vater versöhnen, jener selbst aber könne zugleich an der Universität als Dozent sich habilitiren und so sich in der Heimat eine dauernde Stellung gründen. Der Prinz war sehr erfreut; es blieb nur die Einwilligung des Fürsten zu erlangen, die aber auf die Vermittelung der hohen Gemahlin hin ohne Zögern gegeben wurde. Weltheim nahm das Anerbieten, das ihm brieflich vom Prinzen gemacht wurde, wie ein Himmelsgeschenk an, für das er nicht genug dankbar sein könne. Endlich, endlich sollte der Zwiespalt, unter dem sein Leben litt, gelöst werden, sollte er wieder in die Sohnesrechte eintreten, mit deren Entziehung sein Ungehorsam bestraft worden war.

Wie der Prinz dachte, so geschah es; der alte Pfarrer, seit Jahren kränklich, körperlich gebrochen, entschloß sich nun doch, das lange vergeblich erbetene Wort der Versöhnung zu sprechen. Der Lehrer der Prinzessin Alice durfte wieder das theure Elternhaus betreten; aber ach, wie verändert fand er Alles in demselben! Fast hätte er gewünscht, den Vater noch strenge, zürnend zu finden, nur nicht so matt und still geworden, wie er ihn jetzt vor sich

sah. — Und auch die ersehnte Harmonie der Gedanken und Empfindungen blieb trotz des guten Willens von Vater und Sohn noch immer fern. Fühlte sich der Vater wohl genug, so kam es immer zu einem Kampf der Meinungen, war er matt und angegriffen, so schwieg er gänzlich. Sie verkehrten äußerlich mit einander wie Vater und Sohn, innerlich aber blieben sie sich fremd.

Im Uebrigen gestaltete sich das Leben Weltheims in der Heimat ganz nach Wunsch. Seine Vorlesungen an der Universität waren sehr besucht, die fürstliche Familie überhäufte ihn mit Zeichen ihrer Anerkennung. Im Hause des Prinzen, der den Jugendfreund oft zu seinen kleineren Kreisen zog, war es auch, wo Weltheim die Bekanntschaft des nach jahrelanger Abwesenheit in das Vaterland zurückgekehrten Astronomen Bernard machte. Bernard hatte den Prinzen in Italien kennen gelernt und weilte auf dessen besondere Einladung einige Wochen als Gast an dem fürstlichen Hofe. Aber an die südliche Klarheit der Atmosphäre, an eine wärmere Sonne gewöhnt, als Deutschland sie bieten konnte, fühlte sich der Gelehrte nicht lange behaglich in der hochgelegenen, von kalten Winden oft heimgesuchten Residenz. Ein Anerbieten König Ottos von Griechenland, in Athen, das er bestimmter Forschungen wegen schon vor einigen Jahren besucht hatte, seinen festen Wohnsitz zu nehmen, wurde daher mit Freuden angenommen. Bernard, ein leidenschaftlicher Verehrer des klassischen Bodens, erzählte viel von dem, was er dort gesehen und erlebt hatte, und fand in Weltheim und dem stets

reiselustigen Prinzen die aufmerksamsten Zuhörer. War doch Hellas für den jungen Historiker, der mit Vorliebe sich dem Studium des Alterthums zuwandte, kein unbekanntes Land mehr, sondern ein vertrauter Boden, auf dem er gern wandelte.

„Ihr Blick," äußerte er einmal zu Bernard, „ist hinauf zum Himmel mit seinen tausend und aber tausend Welten gewandt, ich sehe rückwärts. Das Vergangene wieder aufzuwecken, das Zerstörte zu einem Ganzen zu fügen, den Einklang der göttlichen Weltführung zu erkennen, das ist mein Beruf. Ihnen wird der griechische Himmel Aufklärung über manche Zweifel bringen, mir könnte der klassische Boden mit seinen Trümmern und Erinnerungen gleiche Schätze der Erkenntniß aufdecken."

„So geben Sie dem Zuge nach Griechenland Folge. Kommen Sie nach Athen, wo Sie mein Herz wie mein Haus immer für Sie offen finden werden. Vieles liegt dort noch unter dem Schutte der Jahrhunderte verborgen, das des Forscherauges nur wartet, um an's Licht gezogen zu werden."

Ein Seufzer war damals Weltheims einzige Antwort gewesen. Wie wenig hatte er geahnt, daß auch ihm einmal vergönnt sein werde, aus dem unerschöpflichen Born antiker Kunst und Wissenschaft an der Quelle selbst zu schöpfen, die Stätte mit Augen zu sehen, die durch die Erinnerung an die größesten Thaten, die edelsten Geister, die vollendetsten Kunstschöpfungen geheiligt ist. Und dennoch kam es so ohne sein Zuthun, wieder wie ein Geschenk des

Himmels. Bernard war nach seiner neuen Heimat abgereist, blieb aber in freundschaftlichem Briefwechsel mit Weltheim, mit dem er sich in Anschauungen und im Streben verwandt fühlte. Dem jungen deutschen Gelehrten waren diese Briefe aus dem sonnigen Hellas ebenso viele erfrischende Lichtblicke in einer Zeit voll Sorge und Kummer. Der Vater kränkelte von Tag zu Tage mehr, fiel endlich in ein Siechthum und starb nach schwerem Kampfe, starb, ohne den vollen Einklang mit seinem Sohne wiedergewonnen zu haben. Das machte diesem den Verlust doppelt schwer. Das Gefühl einer gewissen Verschuldung gegen den Vater fing an in ihm aufzusteigen, ihm die Ruhe der Seele zu nehmen. Jetzt erst glaubte er den Vater zu verstehen, die feste Einheit seiner Lebensführung schätzen zu können. Er meinte, dem älteren, erfahreneren Manne gegenüber es an der gebotenen Nachgiebigkeit fehlen gelassen zu haben, er schalt seine eigene Selbstüberhebung, die sich allein die Erkenntniß des Rechten zugeschrieben hatte. Manches hätte nach seiner Ansicht anders, viel Leid dem Vater erspart werden können, wenn er verstanden hätte, mit den verehrungswürdigen Eigenschaften desselben zu rechnen, die Härten als etwas nothwendig dazu Gehöriges zu betrachten. Verdüstert, einsam, da er die Geselligkeit der Trauer wegen mied, war Weltheim auf dem besten Wege, ein Mysanthrop zu werden. Seine Briefe an Bernard spiegelten diese Stimmung, die selbstquälerische zwecklose Grübelei ab, der er sich hingab. Das veranlaßte den Freund, seine Aufforderung zu wiederholen und Weltheim aufs Dringendste

nach Athen einzuladen. Weltheims Pflichten in der Heimat setzten der Erfüllung dieses Wunsches kein Hinderniß entgegen. Prinzessin Alice, noch von dem Vater eingesegnet, war seinem Unterricht entwachsen, an der Universität hatte er noch keine feste Anstellung. So war er frei. Was hielt ihn denn auch nach dem Tode des Vaters noch in der Heimat, was konnte dem sehnenden Zuge nach dem Lande, das die Wiege der Kultur getragen, noch Schranken setzen?

„Sie verkümmern mir da im deutschen Nebel," schrieb Bernard an ihn, „Ihnen ist der heitere Himmel und die laue Luft Attikas durchaus nothwendig, damit Sie aus der Faust- und Hamletstimmung heraus zu einer freudigeren Lebensauffassung gelangen. Ein attischer Frühling mit seiner Blüthen- und Farbenpracht muß selbst den ärgsten Hypochonder kuriren. Ich sehe, Sie schütteln nach deutscher Weise den Kopf und haben tausend Bedenken; ich aber sage, Ihre Bedenken sind alle nicht stichhaltig. Das Nest ist schon für Sie in Athen bereitet. Sie wohnen bei mir in der Villa, die mir des Königs Gnade überwiesen hat und die geräumig genug ist, um mich meine Einsamkeit oft merklich fühlen zu lassen. Der Thurm für den Sterngucker fehlt natürlich auch nicht; denken Sie sich nun uns Beide allein in milder Sommernacht auf hoher Zinne unter dem Sternenhimmel Attikas, vor uns der ehrwürdige Tempel-geschmückte Burgfelsen, um uns der Kranz der Marmorberge, und in dämmernder Ferne das blaue wogende Meer, haben Sie dann noch das Herz, „nein"

zu sagen? — Ich erinnere Sie an die heiteren Stunden, die wir gemeinsam mit dem Prinzen im letzten Jahre in Heidelberg verlebten! Sie schwelgten damals in mittelalterlicher Romantik, jetzt winkt statt der träumerischen Dämmerung deutschen Ritterthums Ihnen das helle Licht der hellenischen Sonne. Verspüren Sie nicht Verlangen, Ihre Seele einmal rein zu baden in klassischer Schönheit? Allerdings, Sie müssen viel mitbringen, wenn Sie im heutigen Attika das gewesene wiederfinden wollen; aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. — Ein praktisch annehmbares Anerbieten kann ich überdem meiner Einladung hinzufügen. Die Gräfin Pachta, eine mir schon von Deutschland her bekannte Dame, geborene Griechin, die seit dem Tode ihres Gemals in Athen ihren Wohnsitz genommen hat, hörte kaum von mir, daß Sie mit so viel Erfolg Prinzeß Alice unterrichtet hätten, als sie gleich den lebhaften Wunsch äußerte, Sie während der Zeit Ihres Aufenthaltes hier als Lehrer für Ihre einzige Tochter zu gewinnen. Comteß Irene ist ein liebenswürdiges und begabtes Mädchen, sehr von den anderen Griechinnen verschieden und wohl werth, daß ein Mann wie Sie sich mit ihrer geistigen Ausbildung beschäftigt. Ich glaube daher, Ihnen zur Annahme dieses Antrages rathen zu dürfen. Zu viel Zeit soll Ihnen der Unterricht jedenfalls nicht kosten, dafür lassen Sie mich sorgen. Schließlich noch dieses: Der Prinz, der, wie Sie wissen, augenblicklich in den Ruinen Roms schwelgt, trotzdem aber in seiner liebenswürdigen Weise noch ab und zu Zeit findet, an mich zu

schreiben, ist ganz mit meinen Plänen für Sie einverstanden, ja er ließ durchblicken, daß er selbst nicht übel Lust habe, zum Herbst gleichfalls herzukommen, um dann in Ihrer Begleitung nach der Heimat zurückzukehren. Für Ihre Zukunft aber, so meinte auch der Prinz, könne ein Aufenthalt in Athen nur von dem günstigsten Einfluß sein, ja eine Professur wäre Ihnen nach Ihrer Rückkehr gewiß."

Wie hätte Weltheim allen diesen Gründen widerstehen können und mögen? Verschwunden war der Trübsinn, die Grübelei, ein neugeborener Mensch mit den heißen stürmischen Erwartungen der Jugend trat er die Reise nach jenen Gegenden an, welche die Sehnsucht aller klassisch Gebildeten, aller von den Idealen griechischer Dichtung erfüllten Männer sind.

Fünftes Kapitel.

Der Platz vor dem Gasthause in Neu-Phaleron, das nur durch einen Felsvorsprung von der Bucht der Munychia getrennt ist, war nur von wenigen an einzelnen Tischen vertheilten Gästen besetzt, als die Barke der Gräfin mit ihrem Insassen am Stege landete. Keine Neugierigen standen umher, den Ankömmling zu mustern, selbst die im Abendwinde flatternde wohlbekannte Flagge der Gräfin vermochte die Aufmerksamkeit der in lässiger Ruhe die Kühle genießenden Griechen nicht zu erregen. Ganz ver-

schieden von dem feurig lebhaften Italiener, scheut der Grieche jede laute Aeußerung der Freude wie des Schmerzes; selbst in den niedrigsten Wirthshäusern herrscht daher eine auffallende Stille. Viel mag das Klima dazu beitragen, das den Genuß erregender Getränke verbietet. Wein wird nur in den kleinsten Quantitäten genossen, und dann noch mit Wasser gemischt; gewöhnlich begnügt man sich mit einer Tasse Kaffee und einer Wasserpfeife dazu, deren gurgelndes Geräusch oft der einzige Ton ist, der am Tische der Rauchenden laut wird.

Unter der Halle bei einem Windlicht erkannte Weltheim seinen Freund, Professor Bernard, der allein an einem Tische sitzend, gleich den andern Gästen auf Nichts, was um ihn geschah, Acht zu geben schien. Nach griechischer Sitte das dunkle schlichte Haar mit einem rothen Fez bedeckt, erkannte man gleichwohl an seiner helleren Gesichtsfarbe, den unregelmäßigen, aber geistvollen Zügen den Ausländer. In Gedanken vertieft, blickte er erst auf, als Weltheim ihn mit einem „Guten Abend“ begrüßte.

„Endlich!“ rief Bernard dem Freunde seine Hand zum Willkommen entgegenstreckend. „Lange genug haben Sie mich warten lassen, und ich fürchtete schon, die entthronten Götter, die einst die Munychia bevölkerten, hätten Sie, den begeisterten Verkünder ihrer großen Vergangenheit nach ihrem Olympe entführt. Beunruhigen Sie sich indessen nicht,“ wehrte er Weltheims Entschuldigung scherzend ab, „Sie wissen, ich bin immer in guter Gesellschaft, wenn ich allein bin, und langweile mich nie.“

„Das merkte ich, da Sie mich erst sahen, als ich vor Ihnen stand!“ entgegnete Weltheim und rückte sich einen Stuhl an Bernards Tisch. Bernard drückte auf eine Glocke und befahl dem herbeieilenden Kellner, das bestellte Essen zu bringen. Von dem Wein, den er trank, goß er Weltheim ein Glas ein und schob es ihm hin.

Weltheim führte dasselbe durstig an die Lippen und that einen tiefen Zug; sich schüttelnd, setzte er es dann aber gleich wieder nieder.

„In diesem zauberhaften Lande so bittersauren Wein!“ scherzte er.

„Aber dieser bittersaure Resinatwein ist der gesundeste und löscht den Durst, den die süßen Weine nur reizen.“

„Vorläufig scheue ich das Reizen des Durstes auf dem klassischen Boden noch nicht. Sehe ich doch überall die reichsten Quellen fließen, um ihn stillen zu können.“

Bernard hatte schon von dem Kellner, der eben die Suppe aufgetragen, eine andere Sorte Wein gefordert. Nachdenklich goß er ihn ins Glas und reichte dasselbe Weltheim hin:

„Sie schwärmen noch wie ein Jüngling, ich denke wie ein Mann, dessen Lenzeszeit weit hinter ihm liegt, und der gelernt hat, das Nothwendige und Nützliche dem Angenehmen vorzuziehen. Besonders hier in einer Umgebung, in der Natur und Kunst, Gegenwart und Vergangenheit sich vereinen selbst des kältesten Menschen Blut heftiger zu erregen, kann man nicht streng genug gegen sich selbst sein. Erweckt nicht Alles in diesem Lande nur gar zu

mächtig den Forschertrieb? Wer kann die altehrwürdigen Reste einer solchen Vergangenheit sehen, wer über alle diese erinnerungsreichen Stätten wandeln, ohne das brennende Verlangen zu fühlen, die Geheimnisse aufzudecken, die hier noch vergraben liegen? Sagen Sie selbst, empfinden Sie nicht auch schon das verzehrend leidenschaftliche Gefühl, das die Gedanken jedes Fremden wie mit magischer Gewalt an jenen den alten Göttern geweihten Felsen bannt, an die Akropolis mit ihren Tempelruinen, ihren Quellen und Höhlen?" Die Augen des Professors leuchteten; der beinahe fünfzigjährige Mann sah wahrhaft jugendlich schön in seiner Begeisterung aus. Weltheim stimmte lebhaft zu:

„Gewiß, der Tag scheint mir verloren, an dem ich nicht eine Stunde wenigstens auf dem Burgfelsen umher wandele, unter den Säulen des Parthenon mich in die Erinnerung an jene große räthselvolle Zeit versenke, in der die Hallen dieses herrlichen attischen Schatzhauses von einem ruhmbegierigen Volke erfüllt waren, wo Schaaren tapferer Jünglinge, waffengeübter Männner zu ihm wallfahrteten, um im Angesicht des göttlichen von Phidias Meisterhand geschaffenen Athenabildes den Oelkranz als Siegespreis zu empfangen."

„Und doch," meinte Bernard, „ist die Akropolis für Jeden, der nicht die Kenntniß der Geschichte, die Verehrung des Alterthums mit herbringt, ein Trümmerhaufen nur, ein ungeordneter Steinmetzplatz, wie neulich ein Fremder sich ausdrückte. Für uns, die wir die Sprache der Steine verstehen —"

„Und auch der Sterne!“ warf Weltheim lächelnd ein.

„Auch das, wenn Sie wollen!“ nickte Bernard „sprechen doch auch die Sterne hier klarer und deutlicher als im nebligen Norden. Für uns also, sage ich, ist der Aufenthalt hier wie ein Liegen an der Quelle alles Wissens, aus der wir trinken und trinken, ohne jemals unsern Durst zu löschen. Damit aber,“ setzte er mit einem heitern Aufblick zu seinem jungen Freunde hinzu, „haben Sie gleich eine Erwiederung auf Ihre vorherige Aeußerung. Sie glauben überall hier Quellen zu sehen, die Ihren Durst stillen können, ich sage, Sie stillen denselben nie.“

„Und möchte ihn auch nicht völlig stillen, so lange ich lebe,“ rief Weltheim. „Den leiblichen aber habe ich gestillt, auch ohne Ihren gepriesenen Resinatwein. Doch nun ist es wohl Zeit, daß wir aufbrechen, da Sie noch die Sterne beobachten wollen.“

„Ich habe es aufgegeben,“ entgegnete der Professor, „die Luft ist zu sehr mit Dunst erfüllt. Uns steht noch einer der Frühlingsregen bevor, vielleicht ein Gewitter. Meine Nerven spüren einen gewissen Druck, und der kühle Seewind thut mir wohl. Wir haben Zeit, hier noch ein Stündchen zu verplaudern, der Wagen wartet draußen und bringt uns ungefährdet nach Hause. Zwischen hier und Athen wenigstens ist die Straße völlig sicher.“

„Sind Sie dessen ganz gewiß?“ fragte Weltheim. „Dorner, den ich heute Vormittag besuchte — ein reizendes Nestchen übrigens, das er sich mit seiner kleinen Frau hier geschaffen hat — erzählte mir, daß sich auf der

Straße nach Penteli und Marathon, auch im Daphni-Paß wieder Klephten*) gezeigt hätten."

„Die sterben in Griechenland nicht aus, Lieber, und sind immer da, wenn sie einen guten Fang wittern. Dessenungeachtet wagen sie sich hier nicht her; würde sonst die Königin am Meeresstrande von Phaleron ihr Bad angelegt haben, die Gräfin sonst auf jener einsamen Höhe wohnen können? Dabei fällt mir ein, daß ich noch gar nicht gefragt habe, wie Ihnen die Gräfin, vor Allem aber Ihre künftige Schülerin gefallen hat? Allerdings könnte ich mir die Antwort selbst geben, denn ich sehe es an Ihren Augen, Sie sind ganz bezaubert."

„Ja und nein, lieber Freund. Die Gräfin hat mir ungemein imponirt, Comteß Irene erschien mir als das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe. Aber ich konnte mich in die griechische Weise noch nicht recht finden, und die Blicke und Warnungen Fräulein von Fallers, der Erzieherin, machten mich völlig unsicher."

„Wovor hat die Erzieherin Sie gewarnt?" fragte Bernard.

„Beim Fortgehen noch vor der Einbildung oder Vorspiegelung, ich könne bei diesen deutschredenden Griechen, auch deutsche Gesinnungen finden."

„Haben Sie das auch nur einen Augenblick gewähnt? Ich denke, die Gräfin ist sonst freimüthig genug, sich zu ihrem Stockgriechenthum offen zu bekennen."

---

*) Klephten, das griechische Wort für Räuber.

„Das that sie auch, meinte aber zugleich, Comteß Irene habe viel Deutsches in sich und stellte an mich das seltsame, wenn auch nicht in klaren Worten ausgesprochene Verlangen, diesen deutschen Geist möglichst zu unterdrücken und den griechischen zu pflegen.“

„Das können Sie, ohne gegen Ihr Vaterlandsgefühl sich zu versündigen. Comteß Irene soll in Griechenland leben! Sie ist in Griechenland aufgewachsen, auch ihr ist der Boden theuer, den sie von der Mutter so heiß geliebt weiß. Was liegt näher, als daß Sie ihren Geist für die Größe ihres Heimatlandes öffnen, sie mit den vornehmsten und edelsten Geistern der Nation bekannt machen, die ja auch unsere Lehrmeister waren und es noch immer sind?“

„Ich verstehe Sie, lieber Bernard und verstand auch die Gräfin, deren Hingebung für ihr Vaterland der Liebe einer Mutter für ihr krankes Kind gleicht. Dennoch bekenne ich offen, daß mir dieses Ansinnen den frohen Muth, mit dem ich den Unterrichtsstunden entgegen sah, etwas trübt. Gerade das Deutsche in Comteß Irene wird mir das Sympathische sein.“

„Ich bitte Sie,“ unterbrach ihn Bernard rasch, mit dem Ausdruck aufsteigender Sorge zu dem Freunde aufblickend, „bannen Sie Sympathie wie Antipathie ganz aus Ihren Unterrichtsstunden. Seien Sie Lehrer und weiter nichts, und vergessen Sie, daß Ihre Schülerin ein schönes junges Mädchen ist. Ich glaubte, Sie hätten Ihre Standhaftigkeit jugendlichen Reizen gegenüber schon bei Prinzeß

Alice erprobt, oder war die junge Prinzeß nicht auch anziehend und reizend?"

Weltheim wehrte etwas verletzt des Professors Sorge ab.

„Was denken Sie, Bernard? Ich bin kein heißblütiger Thor, der sich kopfüber in ein schönes Mädchen verliebt, mit dem das Schicksal ihn zufällig näher zusammenführt. Ein besonderes Interesse aber hege ich natürlich für jede meiner Schülerinnen, hegte ich auch für Prinzessin Alice. Deshalb kann mir auch Comteß Irene nie zum gleichgültigen Unterrichtsobjekte werden, wäre sie auch statt eines schönen ein ganz unscheinbares Mädchen. Gern bekenne ich indessen, daß ihre Erscheinung, wie ihr Wesen einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht haben, den Eindruck einer ungewöhnlichen, reichbegabten Natur, die der sorgsamsten Geistespflege wohl werth ist."

Weltheim hatte sehr erregt gesprochen, seine Wangen brannten; noch besorgter betrachtete ihn der Professor.

„Das Klima übt seine Wirkung auf Sie aus," sagte er kopfschüttelnd, „ich habe Sie noch nie so leidenschaftlich über Ihre Lehrthätigkeit sprechen hören. Ich wollte Sie in keiner Weise durch ein Mißtrauen kränken, zu dem ich durchaus keine Veranlassung habe. Aber warnen möchte ich Sie, wie Fräulein von Faller Sie gewarnt hat: Gehen Sie mit dem Bewußtsein zu Ihren Vorträgen, daß Sie in Comteß Irene eine Griechin vor sich haben, die Tochter einer Griechin, und gewiß auch die zukünftige Gattin eines Griechen. — Und nun, lieber Freund, lassen Sie uns für

heute abschließen; es wird kühl und die Meeresluft bringt im Frühling häufig Fieber mit sich. Sie werden mir beistimmen, daß es jedenfalls klüger ist, eine Gefahr zu meiden, sobald man sie erkennt, als ihr in allzu stolzem Selbstbewußtsein trotzen zu wollen.“

Damit erhob sich der Professor. Weltheim folgte ihm, zum ersten Mal, seit er den attischen Boden betreten hatte, in gedrückter Stimmung. Er fühlte sich müde und sehnte sich nach körperlicher und geistiger Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Mitten in Athen, nicht weit vom königlichen Schlosse, liegt abseits von der Straße inmtten eines großen baumreichen Gartens ein kleines einstöckiges Haus, das kleinste im ganzen Umkreise, aber auch das hübscheste. Oben ein Frontispice mit zwei hellen, hohen Fenstern, vier Fenster in der Front vor der Glasthür, die in das kleine aber sauber gehaltene Vestibül führt, eine mit grünem Blätterwerk umrankte Laube, darunter ein Souterrain mit eben so viel kleinen Fenstern, durch die man in eine Küche mit blankem Geschirr und weißem glänzenden Porzellan sieht, so ist das einladende Aeußere des Häuschens; innen aber in der Küche des Souterrains handtieren zwei Frauen, die Eine durch einfache aber saubere Kleidung sich als Dienende kennzeichnend, die Andere durch die geschmackvolle

Eleganz ihrer Morgentoilette, durch die Bestimmtheit und Sicherheit ihrer Bewegungen sogleich die Gebieterin verrathend. „Ein deutscher Haushalt", würde jeder vorübergehende Athener, besonders aber jede Athenerin achselzuckend sagen; denn man wollte den Deutschen, die man unberechtigter Weise von dem Königspaare begünstigt wähnte, in Athen damals nicht sehr wohl, vielleicht auch in dem richtigen Gefühl, daß eine weite Kluft das deutsche Wesen von dem griechischen trenne. In der That wohnte in diesem Häuschen ein Deutscher und zwar ein Deutscher, der im Dienste König Ottos stand; Doktor Julius Dorner, Archäologe von Fach, der die Verwaltung der königlichen Bibliothek übernommen hatte, mit diesem seine Zeit aber nicht ausfüllenden Amte — denn die Bibliothek war keine bedeutende — zugleich das für die Majestäten noch wichtigere eines Rathgebers in den vielen an dieselben herantretenden archäologischen Fragen bekleidete. Ein deutsches archäologisches Institut wie heute gab es damals in Athen noch nicht, selbst die griechisch-archäologische Gesellschaft befand sich noch in ihren Anfängen, obwohl bereits viele Griechen nach deutschen Universitäten gingen, um dort ihre wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen und zu vollenden. Die Heimgekehrten waren voll Begeisterung und Eifer für die vaterländische Wissenschaft.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß König Otto nicht einem Griechen, sondern einem Deutschen dieses Vertrauensamt übergeben hatte, da der zu vergebenden Stellen in dem jungen Königreiche überhaupt nur sehr wenige waren.

Jedenfalls wollten die Fachgenossen dem deutschen Eindringling, wie sie Dorner nannten, nicht wohl, und nur ein jüngerer Archäologe, Philippos Santros, ein sehr gelehrter, stiller und friedfertiger Mann, besuchte denselben zuweilen, um diese oder jene wissenschaftliche Frage mit ihm zu erörtern. In dem oftmals gastfreundlich geöffneten Salon der Frau Doktorin sah man ihn indessen auch nur ausnahmsweise, und nur wenn musizirt wurde, da er die Musik ungemein liebte. Seine Zurückhaltung entsprang aber nicht aus der Abneigung gegen deutsches Wesen, sondern aus seiner Scheu vor dem Verkehr mit Frauen, welcher durch die Sitte in Griechenland sehr beschränkt, einer Entfaltung geselliger Talente nicht günstig ist. Santros war aber außer dem noch von besonderer Schüchternheit, so daß die muntere Frau Elise Dorner oft scherzend behauptete, der junge griechische Gelehrte habe sie noch nie angesehen; und das war vollkommen wahr. Konnten doch selbst die griechischen Damen Athens sich nicht rühmen von ihm angesehen oder gekannt zu sein. Er war ein Sonderling und lebte ganz einsam mit seiner Mutter, die ihrerseits des Sohnes Art sich gern gefallen ließ. Für eine passende Hausfrau zu sorgen lag ihr nach griechischem Brauche ja doch ob und mußte ihr auf diese Weise nur um so leichter werden. Sie hatte deshalb auch nichts gegen den Verkehr ihres Sohnes in dem von ihren Landsleuten gemiedenen deutschen Hause, ja sie war die einzige Griechin der besseren Gesellschaft, die Frau Dorner auf der Straße bei der Begegnung grüßte und einige Worte mit ihr wechselte. Frau Dorner machte

sich indessen auch wenig aus der erklärten Abneigung der griechischen Damen gegen sie, sie lächelte nur, wenn man ihr erzählte, wie in griechischen Gesellschaften über ihre Arbeit im Haushalt und in der Küche gespöttelt wurde. Ja selbst an ihrer Toilette fand man viel auszusetzen, obwohl sie für das gebildete Auge trotz der Einfachheit der Stoffe, die sie wählte, an Geschmack bei weitem den in Sammt und Seide rauschenden Griechinnen voraus war, deren ganzer Lebenszweck darin gipfelt, auf der Promenade die eleganteste zu sein. Sie hatte ihren Mann, ihre Kinder, besaß ein ungemein heiteres Temperament, erfreute sich an Allem, und ließ es sich im Uebrigen an der kleinen deutschen Gesellschaft, die damals in Athen zu finden war, genügen. Hatte sie doch das Glück, zuweilen von der Königin Amalie empfangen zu werden, die gern mit der kleinen muntern Deutschen plauderte und ihrem Gesange lauschte; denn Frau Dorner war im Besitze einer sehr klangvollen wohlgebildeten Sopranstimme und sang so gern und so freudig wie der Vogel, der nicht anders kann als sein Lied in die Lüfte schmettern, ob ihn Jemand höre oder nicht. Trotzdem hatte sich Frau Dorner stets auf's Entschiedenste geweigert, in einer griechischen Gesellschaft zu singen; sie wußte, daß man in derselben ihre Gesangsweise weder verstehen noch schätzen könne, mochte außerdem auch nichts zur Belebung eines Kreises beitragen, indem man sie sonst mit Beharrlichkeit vermied.

Zu den wenigen deutschen Familien, mit denen Dorners verkehrten, zählte auch die des Baron von Lichten=

hein, der seit alter Zeit mit König Otto verbunden, vor mehreren Jahren mit seiner Gemahlin körperlicher Leiden wegen, die seinen Aufenthalt in einem südlichen Klima nothwendig machten, nach Athen übersiedelt war. Die Baronin war ihrer deutschen Nachtigall, wie sie Frau Dorner nannte, mit der ganzen Passion einer vornehmen Dame zugethan, die einen Ableiter für die Langeweile gesucht und endlich gefunden hat. Jeden Augenblick mußte die stets beschäftigte Frau Dorner auf den Besuch ihrer neu erworbenen Freundin gefaßt sein, jeden Augenblick bereit, ihr Rede zu stehen und auf ihre Einfälle einzugehen. Die gutmüthige Frau wurde indessen nie ungeduldig und wußte bei aller bereitwilligen Gefälligkeit sich doch ihre Selbstständigkeit zu wahren. Sie schätzte die guten Eigenschaften der Baronin, ihr warmes Herz und ihre Opferwilligkeit, wenn es galt zu helfen, ohne indessen ihre Schwächen und kleinen Eitelkeiten zu übersehen, die aber mehr in den Gewohnheiten ihres Lebens, in ihrer Erziehung, als in ihrem Gemüth begründet lagen.

Frau Dorner war deshalb auch nicht überrascht, als ihr das griechische Dienstmädchen vom Fenster kommend, mittheilte, daß der Wagen der Baronin vor der Gartenthür halte und die Dame selbst dem Hause zuschreite. Rasch legte sie die Küchenschürze ab, gab dem Mädchen noch die nöthigen Anweisungen und eilte ihrem Besuche mit herzlicher Begrüßung entgegen.

„Haben Sie eine halbe Stunde für mich Zeit, liebe Doktorin?“ redete die Baronin diese mit der ihr zuweilen

eigenen nervösen Hast an. Auf die bereitwillige Bejahung derselben, gab sie dem Kutscher einen Wink, fortzufahren.

„Lassen Sie uns in den Garten hinter dem Hause gehen," fuhr die Dame fort, ihren Arm unter den Frau Dorners schiebend: „dort sind wir wohl am besten vor Lauschern sicher."

„Wenn Sie nicht die Schwätzerin Nachtigall fürchten!" scherzte Frau Dorner und summte leise Geibels Lied vor sich hin:

„Und was ich sinne, singt sie und schmettert, daß es schallt,
Mein zärtliches Geheimniß weiß schon der ganze Wald."

Die Baronin, sonst für jeden Scherz leicht empfänglich, hörte heute nur halb zu. Auf ihrem feinen, noch jugendlich anmuthigen Gesichte lag ein so unverkennbarer Mismuth, daß die kleine Doktorin sogleich wieder verstummte und theilnehmend fragte, was ihr Unangenehmes begegnet sei.

„Sie sollen all' meine Klagen hören, sollen Alles erfahren!" entgegnete die Baronin, einer Ruhebank zuschreitend, die unter Schatten gebenden Bäumen hinter einem Rondel von Granaten und Myrthenbüschen dem Hause gegenüber stand, dessen hintere Front man von der Bank übersah, ohne doch von dort aus beobachtet werden zu können.

„Ich komme des Maifestes wegen, liebe Doktorin," fuhr die Baronin, nachdem sie Platz genommen, eifrig fort. „Denken Sie nur, der ganze so schön ausgesonnene Plan der Königin wird höchst wahrscheinlich wieder an der Oppo-

sition der Griechen scheitern, die da bestimmt ausgesprochen haben, sie würden es sehr übel vermerken, wenn auch die Ausländer, vorzüglich die Deutschen in griechischer Nationaltracht bei dem Feste erschienen. Also, liebe Freundin, packen Sie Ihr griechisches Kostüm, wenn Sie sich ein solches schon besorgt haben sollten, ruhig wieder in den Schrank, wie ich es mit dem meinen bereits gethan habe, hier in Griechenland werden wir wohl nicht Gelegenheit finden, es anzulegen."

Die Baronin seufzte, während die Doktorin lächelnd versicherte, daß die Nachricht sie durchaus nicht betrübe. Sie habe sich auch gar kein Nationalkostüm angeschafft, da sie so wie so mit ihrem Manne übereingekommen sei, das Maifest nicht zu besuchen.

„Wie, Sie wollen nicht kommen?" fragte die Baronin erstaunt. „Das ist ja ein neuer Fehlschlag, der mir das Fest, von dem ich mir so viel Vergnügen versprochen hatte, noch mehr verleidet. Was aber werden die Majestäten zu Ihrem Entschlusse sagen?"

„Mein Mann wird dem Könige heut bei seiner Anwesenheit in der Bibliothek nähere Gründe vortragen, und der gütige Monarch wird sie gewiß billigen. Man muß als Deutscher, gerade um König Otto's willen es vermeiden, den Griechen ein Aergerniß zu geben, unsere Anwesenheit aber bei dem Nationalfeste könnte wieder Veranlassung sein, zu mancherlei Mishelligkeiten, da jeder griechische Archäologe, der vielleicht aus irgend einem Grunde

keine Einladung erhielte, in neuem Zorn gegen uns auflodern würde."

„O, kehren Sie sich doch nicht daran, Sie kleine resolute Frau!" rief die Baronin. „Je mehr Abneigung man uns zeigt, desto tapferer müssen wir auf dem Platze bleiben, und den Griechen beweisen, daß die Nation, der ihr Königspaar entstammt ist, sich nicht einschüchtern läßt."

„Ich glaube, entgegnete die kluge Doktorin, es wäre gescheuter, man erinnerte die Griechen gar nicht daran, daß ihr Herrscher nicht ihrer Nation angehört. Offen gestanden, Frau Baronin, so sehr ich auch mein Vaterland und meine Nation liebe, so verstehe ich doch den griechischen Stolz, der jetzt nach endlicher Befreiung von fremdem Joche, sich auch von fremden Elementen und fremdem Einflusse frei halten möchte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß das griechische Volk sich so zu sagen noch im Wachsthum befindet, ja kaum aus den Kinderschuhen getreten, noch alle Fehler eines unentwickelten Bewußtseins besitzt!"

„O, und welche?" fiel ihr die Baronin in's Wort, „aber neben diesem kindischen Unverstande wieder die jesuitische Weisheit: der Zweck heiligt die Mittel. Welcher Vornehme unter diesen im Wachsthum begriffenen Griechen, wie Sie sich ausdrückten, scheute sich wohl, Klephtenbanden in seinen Dienst zu nehmen, sobald es sich um Erreichung seiner Zwecke handelt?"

Die Doktorin machte ein ernstes Gesicht: „Ich bitte Sie, Frau Baronin, lassen Sie nie solch ein Wort vor

griechischen Ohren fallen; es könnte Sie in ernste Gefahren stürzen."

„Das heißt, man würde mich den Klephten Preis geben, um sich zu rächen, nicht wahr, das meinen Sie? O mein Gott, das fehlte allerdings noch, um mir den griechischen Boden gänzlich zu verleiden. Denken Sie nur, welche Existenz man hier an und für sich schon führt! Abgeschnitten von der Civilisation, von aller gewohnten Geselligkeit, in diesem armseligen Athen wie in einem Käfig lebend, soll man sich am Ende auch noch von den Klephten brandschatzen lassen, das setzte wirklich Allem die Krone auf. Da möchte man ja beten: Gott erlöse uns recht bald aus dem heiligen Hellas!"

Die Baronin hatte das mit so komischer Tragik gesprochen, daß Frau Dorner unwillkührlich auflachen mußte.

„Und doch fanden Sie früher die Klephten so interessant, so von romantischem Zauber umwoben, Frau Baronin.

„Interessant genug sehen die Räuber auch aus in ihren weißen Fustanellen und wollenen Ueberröcken, mit dem schwarzlockigen Haar und den blitzenden Augen, die so kühn und stolz unter dem breitrandigen Hut hervorblicken. Und wenn man sie hier so ganz harmlos einhergehen sieht, und hört ganz unbefangen Diesen oder Jenen sagen: das ist der berühmte Klephtenführer Arbatos oder Kostidos, wie sie nun heißen mögen, da kann man sich gar nicht vorstellen, daß diese selben vom Volke angestaunten und wohl gar bewunderten Männer zu Zeiten: Geld oder

das Leben von den Reisenden fordern, und schon in offener Empörung gegen die Soldaten des Königs zu Felde gezogen sind."

Frau Dorner schüttelte statt aller Antwort nur lächelnd das Haupt. Wußte sie doch, daß der Baronin Klagen nicht gar so ernst gemeint waren, und daß die lebhafte Frau in einem heitern Augenblicke Alles das bald vergessen hatte, was ihr heute so bedrückend und unerträglich vorkam. Allerdings hatte sie ja recht mit ihrer Schilderung der griechischen Zustände und keiner litt mehr unter dem Mißlichen derselben als das Dornersche Ehepaar; aber ihr Gatte wie sie hatten sich einmal vorgesetzt, einige Jahre in Griechenland zu bleiben und mochten sich durch Widerwärtigkeiten, die ja nirgends ausbleiben, diesen immerhin schönen und interressanten Aufenthalt nicht beeinträchtigen lassen.

„Noch eins," fuhr die Baronin fort, ihre Handschuhe, die sie der Hitze wegen einen Moment abgelegt hatte, wieder nehmend, „wissen Sie denn auch, daß die Verlobung von Comteß Irene Pachta mit ihrem Vetter dem bulgarischen Fürsten Kleon Apaturios in den nächsten Tagen veröffentlicht und das Brautpaar zum Maifest von den Majestäten zum ersten Mal empfangen werden soll? Den Neuverlobten zu Ehren wird der nationale Reigen unter ihrer Anführung auf dem einst der Aphrodite geweiheten Boden des königlichen Gartens geschlungen werden. Ich glaube sogar, die Königin hat noch eine besondere Ueberraschung vor, um ihre Theilnahme an dieser

Verbindung der letzten Abkömmlinge des alten Geschlechtes der Apaturios zu erweisen. — Ich bedaure die Königin," fügte sie, sich zum Gehen anschickend hinzu. „Sie muß so viel Rücksichten nehmen, muß so vorsichtig ihren Weg sich wählen, um nur hier oder da nicht anzustoßen, muß zu Manchem freudig lächeln, wobei ihr gar nicht fröhlich zu Muthe ist."

Frau Dorner stimmte lebhaft zu: „Gewiß, ich begreife das. Die Königin hegt eine fast mütterliche Zuneigung für die liebliche junge Comteß, da kann diese Verlobung sie gerade nicht erfreuen."

„In der That, sie war tief verstimmt, als sie die Gräfin Pachta gestern mit dieser Neuigkeit überraschte, die eigentlich zwar keine Neuigkeit ist, da nach der Gräfin Mittheilung das Verlöbniß der Beiden nach griechischer Art schon stattgefunden hat, als die arme Irene noch in der Wiege lag."

„Ich begreife nur nicht, wie der Vater der Comteß, wie der deutsche Graf so etwas zugeben konnte," warf Frau Dorner ein.

„Das ist wohl erklärlich!" entgegnete die Baronin. „Die Königin erzählte mir, daß Graf Pachta schon bei Jahren gewesen, als er in Constantinopel die schöne Phanariotentochter Aglaja Apaturios kennen gelernt hat und in heißer Leidenschaft für sie entbrannt ist. Die Eltern, nicht ganz solche Stockgriechen, wie die Gräfin, aber doch für das neubefreite Vaterland begeistert, machten ihre Bedingungen, auf welche der verliebte Graf ohne vieles Be-

sinnen einging. So wurde denn im Heirathskontrakte bestimmt, daß die Söhne dieser Ehe, als Erben der deutschen Grafschaft in der Religion des Vaters als Deutsche, die Töchter dagegen in der griechischen Confession und nach der Bestimmung der Mutter erzogen werden sollten. Der Himmel versagte nun dem Grafen das Glück männlicher Nachkommenschaft, Irene aber gehörte der Mutter, die denn auch nach griechischer Weise über sie verfügt hat. Fürst Kleon ist der letzte Sproß ihres Stammes, da alle ihre Verwandten in Constantinopel während der griechischen Revolution hingerichtet oder umgekommen sind, und nur der bulgarische Fürstenstamm, dessen Fürstenthum allerdings auch nicht mehr besteht, sich noch erhalten hat.

Wäre Graf Pachta kinderlos gestorben, so fiele dem letzten Apaturios nach dem Tode der Gräfin deren Vermögen rechtmäßig zu. Schon das bestimmte sie. Außerdem aber weiß der Fürst ihrer patriotischen Schwäche zu schmeicheln; denn Schwäche nenne ich einen Patriotismus, der ohne jede Rücksicht auf Andere sich genug zu thuen sucht. Fürst Kleon nun giebt sich für einen gleichen Vaterlandsschwärmer aus und hat in der Gräfin die Ueberzeugung zu wecken gewußt, daß er dereinst in ihrem Sinne weiter wirken, ihre Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten fördern werde. Und dabei möchte ich darauf schwören, daß dieser in der pariser Schule gebildete Genußmensch an alles Andere eher denkt, als an die Hebung und Veredelung seiner Nation."

„Armes Mädchen!" seufzte die Doktorin voll Theilnahme — „und sie hat so viel Deutsches in sich, so viel

warme Empfindung, so viel Verständniß für alles Gute und Schöne, wie Doktor Weltheim, welcher der Comteß, wie Sie wissen, wöchentlich zweimal wissenschaftliche Vorträge hält, oftmals schon bestätigt hat."

„Diese Vorträge," meinte die Baronin, „hätte die Gräfin auch sparen können, wenn sie doch beabsichtigte, ihre Tochter einem Griechen zu geben. Für eine griechische Ehe hat Comteß Irene schon zu viel gelernt; ein elegantes Französisch, das ist Alles, was man von einer vornehmen Griechin verlangt. Doch das sind Dinge, liebe Doktorin, die uns eigentlich nichts angehen. Weiß Ihr Freund Weltheim schon von dem bevorstehenden Verlöbniß seiner Schülerin?"

„Ich glaube kaum. Wenigstens hat er sich nie darüber geäußert. Von wem sollte er es auch erfahren haben? — von der Gräfin oder Comteß Irene doch gewiß nicht; Fürst Apaturios aber hat sich, so viel ich weiß, schon seit Monaten auf seinen Gütern in Bulgarien aufgehalten."

„Seit einigen Tagen ist er wieder in Athen, um seine Verlobung zu feiern."

„Das wird Weltheim überraschen," meinte Frau Dorner. „Sollte er die Neuigkeit noch nicht wissen, so kann ich sie ihm heute noch mittheilen, da wir ihn Abends zum Musiziren erwarten."

„Wie, Weltheim ist auch musikalisch?"

„Er spielt das Violoncel und recht gut!"

„Und davon haben Sie mir noch gar nichts gesagt,

Sie böse kleine Frau, und wissen doch, wie sehr ich die Musik liebe."

„Eben wollte ich Sie bitten, Frau Baronin, uns heute Abend die Ehre Ihres Besüches zu schenken. Ich hätte schon früher darum gebeten, wenn ich nicht wüßte, wie selten Sie des Abends ausgehen."

Die Baronin seufzte: „Ja, mein armer gelähmter Mann, ich lasse ihn sehr ungern allein. Aber eine Ausnahme gestatte ich mir doch. Weltheim war übrigens vor einigen Tagen mit dem Professor Bernard bei uns zu Tisch. Das war wieder einmal eine Auffrischung für meinen Mann, der so recht nach deutscher Weise sich ausplaudern konnte. Von seinen musikalischen Talenten hat der böse Doktor indessen nichts verrathen."

„Daran ist seine Bescheidenheit Schuld, Frau Baronin, er spricht so selten von sich. Aber Sie werden ihn ja heute Abend spielen hören."

„Und freue mich schon jetzt darauf," rief die Baronin lebhaft. „Dieser Weltheim ist eine wahre Perle für unsere kleine deutsche Gesellschaft. Unterrichtet, liebenswürdig, musikalisch, und dazu von einem so ansprechenden Aeußern, so ganz ein Deutscher in seiner Erscheinung, wie in seinem Wesen; glauben Sie mir, liebe Doktorin, der wird bald das enfant chéri von uns allen sein."

Sie schritt, weiter plaudernd, mit Frau Elise Arm in Arm durch eine Allee von zartblättrigen Pfefferbäumen dem Vorgarten zu, in dem Doktor Dorner eben heimgekehrt, von seinen beiden Kindern, dem vierjährigen Kurt und der

dreijährigen Ellen, die unter Aufsicht ihrer deutschen Bonne dort gespielt hatten, in stürmischer Kinderweise begrüßt wurde. Es war ein anmuthiges Bild, der noch jugendliche Vater mit dem dunklen Haar und den intelligenten beweglichen Zügen, von den beiden Blondköpfen geherzt, die sich zärtlich an ihn schmiegten.

Die Baronin blieb stehen und betrachtete das liebliche Bild:

„Sie beneidenswerthe Mutter!“ sagte sie bewegt und drückte den Arm der kleinen rosigen Frau fester an sich. „Unter solchen Umständen würde auch ich mich in Athen glücklich fühlen. Aber auch ohne dem muß man zufrieden sein, oder doch nach Zufriedenheit streben.“

Die Doktorin verstand die Bewegung ihrer Begleiterin: Die kinderlose Gattin eines seit Jahren an seinen Stuhl gebannten Mannes brauchte wohl mehr Selbstüberwindung und eines stärkeren Muthes, um in der Fremde sich glücklich zu fühlen, als sie, die glückliche Familienmutter, die heitere Gefährtin eines lebensfrohen Gatten. Doktor Dorner hatte indessen auch schon die beiden Damen bemerkt, und trat ehrfurchtsvoll grüßend näher. Die Baronin reichte ihm die Hand hin:

„Zürnen Sie nicht, daß ich Ihre Frau schon wieder in Anspruch genommen habe; aber der Glückliche darf sich nicht egoistisch abschließen, er muß es schon gestatten, daß die minder vom Geschick Begünstigten bei ihm sich ab und zu erquicken und frischen Muth für's Leben holen.“

Mit freundlichem Gruße, ohne eine Antwort abzuwarten

eilte sie fort. Doktor Dorner schlang den Arm um seine Frau und drückte sie fest an sich: „Es ist wahr, wir sind glücklich, glücklich vor vielen tausend Andern. Gott erhalte uns dieses Glück, und in unseren Herzen die Demuth und Zufriedenheit, die des Glückes werth macht."

Siebentes Kapitel.

Vor der Thür des dem Professor Bernard gehörigen, vom Könige ihm geschenkten Hauses, stand die Equipage der Gräfin Pachta, die allwöchentlich zweimal kam, den als Gast in demselben weilenden Doktor Weltheim nach der Munychia abzuholen.

Auch dieses Haus, durch den zur Seite sich erhebenden Thurm als Wohnsitz eines Astronomen sich bezeichnend, stand in einem Garten, dessen Anlagen zwar jung, aber sehr zierlich und geschmackvoll waren. Vor der der Straße zugekehrten Front, die eine dem Erichtheion nachgebildete Karyatidenhalle schmückte, plätscherte ein Springbrunnen inmitten sorgsam gepflegter Blumenrabatten. Setzte Professor Bernard doch seinen Stolz darin, in seinem Gärtchen die Flora aller Zonen zu vereinen. So sah man neben den prächtigsten Orchidäen und Caktäen, neben Palmen und Aloen, Granaten und Oleander, den nordischen Flieder und das bescheidene Veilchen, neben der purpurglühenden Anemone: Blut des Adonis, nennt sie die Sage —, die hei-

mische Kamille und Kornblume. Selbst die Lotusblume fehlte nicht auf dem Bassin des Springbrunnens, neben der schüchtern die zarte Wasserlilie auftauchte.

Im Innern des Hauses begegnete man gleichen Seltenheiten wie im Garten. Konnte man dort alle Spezies der einzelnen Pflanzenfamilien studiren, so bot sich hier ein reiches Feld zum Studium der Astronomie. Zwar waren Vestibül und Wohnräume ganz für das Behagen des Besitzers eingerichtet, einfach und bequem, durch den Schmuck einiger Abgüsse von antiken Bildwerken und guten Kupferstichen verschönt. Vom Studirzimmer des Professors aber führte eine Wendeltreppe aufwärts zu dem Thurm und niederwärts in das Souterrain. Stieg man diese hinauf, so kam man wie durch ein Panorama von Himmelskarten, und konnte, blickte man nur einigermaßen um sich, den Thurm des Astronomen mit einigen Vorkenntnissen betreten, so weit man dieselben aus Karten zu gewinnen vermag. Doch war auch der Professor gegen seine Besucher so zuvorkommend, die nöthigen Erklärungsworte hinzuzufügen, so daß Jeder, der den Vorzug genoß, diese Treppe mit dem gelehrten und liebenswürdigen Manne hinauf zu steigen, die Stunde, die er darauf zubrachte, als eine aus dem Alltagsleben glänzend hervorleuchtende in dankbarer Erinnerung behielt. Im Souterrain selbst fanden sich andere Studienräume; da lagen kostbare astronomische Werke aufgespeichert, dort füllte eine Bibliothek auserlesener Schriften die bis zur Decke reichenden Regale. Ein Zimmer war dem Andenken der vielen Freunde des Professors gewidmet,

deren Bildnisse in Oel, Aquarell, Zeichnung oder Photographie die Wände bedeckten. Da sah man deutsche und italienische Fürsten und Herren, geistlichen und weltlichen Standes, Koryphäen der Wissenschaft aller Länder und Nationen, auch die Bildnisse jüngerer und älterer Damen durch Schönheit und Rang, oder durch hervorragende Geistesgaben ausgezeichnet. Ein während des Tages völlig zu verdunkelndes Zimmer bildete den Abschluß des Erdgeschosses. Bequeme Divans luden hier zum Ruhen ein, und gewährten in dem stets kühl erhaltenen Raume einen gern gesuchten Aufenthalt zur Zeit der Siesta.

Jetzt stand der Besitzer all dieser Herrlichkeiten im langen Hausrock, den Fez auf dem Kopfe, unter der Karyatidenhalle neben seinem Freunde, der zur Fahrt gerüstet ihm zum Abschied die Hand reichte.

„Also um acht Uhr bei Dorners! Seien Sie pünktlich, Weltheim!“

„Ich wünschte, ich könnte Sie mitnehmen, und so der Arbeit entrücken, für die der heutige Tag wirklich zu heiß ist,“ war die Antwort des zum Wagen Schreitenden.

„Sorgen Sie sich nicht um mich, Weltheim. Ich bin an die Hitze schon gewöhnt; zum Arbeiten aber komme ich heute ohnehin nicht. Das morgende Maifest macht auch mir allerhand zu schaffen. Da muß man für alle seine lieben Freunde Sträuße binden lassen und zuschauen, daß dabei der Garten nicht gar zu sehr geplündert und seiner schönsten Zierde beraubt werde.“

Noch einmal nickte er dem Abfahrenden zu, die stolzen

Braunen der Gräfin flogen in raschem Laufe über die chaussirte Straße dahin.

Weltheim lehnte sich in die Kissen des Wagens und schloß wie ermüdet für einen Moment die Augen. Auf seinen Zügen lag nicht mehr die Frische, die sie vier Wochen vorher gezeigt hatten, als er zum ersten Mal vom Landhaus der Gräfin in das Saronische Meer hinausblickte. War es der Einfluß des Klimas, war es die alte Hypochondrie, die er in Deutschland zurückgelassen zu haben wähnte, und die doch gegen seinen Willen wieder Herrschaft über ihn gewann? Er wußte sich diese Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, selbst nicht zu deuten. Von Tag zu Tage mehr aber machte sich ihm die Abspannung seiner Nerven bemerkbar, von Tage zu Tage fühlte er sich mißgestimmter; ja auf seinem Herzen lag es wie ein Druck, wie ein banges Ahnen kommenden Unheils, dessen er vergeblich sich zu erwehren strebte. Selbst die Vorträge, die er zu halten übernommen hatte, wurden ihm zu einer Last, der er sich nicht gewachsen glaubte. Eine solche Schülerin, wie Comteß Irene, unterrichten zu wollen, dünkte ihm immer mehr ein kühnes Unterfangen. Dieses den Jahren noch fast kindliche Mädchen — Comteß Irene, nach hatte das siebenzehnte Jahr kaum erst überschritten — offenbarte ihm während der Unterrichtsstunden einen Geist, einen Ernst und eine Fassungsgabe, vor der er staunte. Oft vermochte er auf ihre Fragen, die stets der Tiefe der Dinge nachforschten, nicht die genügende Antwort zu finden. Und doch horchte sie so bescheiden auf sein Wort, ordnete

sich so ganz seiner besseren Erkenntniß unter, daß sie sich oft befriedigt fühlte durch Erklärungen, die ihm weder treffend noch erschöpfend genug erschienen. Sprach er aber von den Dichterwerken der Alten, von der einstigen Größe ihrer Nation, wie hingen dann ihre großen schwarzen Augen, die so eigenthümlich mit dem blonden Schein des Haares contrastirten, so verständnißvoll, so feucht schimmernd in Begeisterung an seinen Lippen, daß er verwirrt von so viel Reiz den Faden seiner Rede oft verlor!

Der Wagen hatte währenddessen die Stadt verlassen und war an dem Museionhügel vorbei, auf dem noch der Rest des Philopappos-Denkmales steht, in die Straße nach Neu-Phaleron eingebogen. Von dort brachte der Nachen der Gräfin unter Jannis Leitung gewöhnlich den deutschen Gelehrten zu der Munychia-Bucht hinüber. Den Hohlweg, der über die Höhe des Hügels führte, zu passiren, war um diese Nachmittagsstunde, der brennenden Sonne wegen, selbst zu Wagen unerträglich, deshalb hatte die Gräfin in liebenswürdiger Fürsorge diese Anordnung getroffen. Der Weg an der Meeresküste entlang, den der Kutscher in der Regel nahm, war für Weltheim stets ein genußreicher. Schon die kühle salzhaltige Brise, die ihn umwehte, wirkte erfrischend auf seine Nerven, und welch' eine Freude, das Auge auf der blauen Fläche ruhen zu lassen, auf der die Inseln von jenem zarten Duft umgeben schwammen, den die Sommersonne des Südens erzeugt. Denn Sommer war es jetzt in Griechenland; mit dem ersten Mai des griechischen Kalenders geht der Frühling

dort zu Ende. Dann ist die Ernte vorbei, die Rosen fangen an zu welken, die Bäume setzen Früchte an, bald ist der Boden völlig ausgedörrt und erhält jene bräunliche Färbung, die der ganzen Landschaft einen so eigenartigen Charakter verleiht. Nur die Weinpflanzungen bleiben noch grün; in den Gärten aber blühen statt der Rosen, Oleander und Myrthe und der Gesang der Nachtigall verstummt. Wie rasch ist hier das Werden und Vergehen der Natur! kaum ist man der Frühlingswonne sich bewußt geworden, da ist sie auch schon wieder vorüber. Das Maifest ist die Abschiedsfeier der schönsten Jahreszeit in Hellas. Da will sich alles noch einmal der jugendfrischen Schönheit der Natur erfreuen, ehe sie dahin welkt, und als brächte schon der nächste Tag dieser Schönheit Ende, macht man die Nacht zum Tage und bringt dieselbe bis zum Morgengrauen im Freien zu.

Weltheims Gedanken lenkten sich von der Gegenwart auf die Vergangenheit zurück. Dort schimmerte still und einsam ihm zur Seite die Bucht von Alt-Phaleron, jenes ältesten Hafens Athens, der einst der Schauplatz der glänzendsten Feste während der Theseusfeste gewesen war. Seine Phantasie belebte die verödete Stätte, die ein einsames niederes Cafenion*) und einige Fischerhütten noch bezeichnen. Er sah im Geiste den glänzenden Festzug von der Akropolis herniedersteigen, voran von Fackelglanz umleuchtet, das Weihebild der Athena Polias, der Stadt-

*) Kaffeehaus.

göttin, das man auf derselben Straße, die er eben gekreuzt hat, zum Hafen hinunterträgt, um es dort im Meere zu baden, sah die schmale Bucht von einer erwartungsvollen Menschenmenge umwogt, die zu dem heiligen Schauspiel und zu den Trierenwettfahrten und Taucherkämpfen aus der Stadt herzugeströmt ist.

Aber das glänzende Bild versinkt vor ihm gleich einer Fata Morgana auf dem heißen Wüstenboden. Glühend brütet die Sonne auf dem gelben Ufersande, noch eine rasche Wendung und der Wagen hält vor dem Gasthause in Neu-Phaleron. An der Landungstreppe schwenkt schon Janni wartend seinen Strohhut. Ohne Zögern verläßt Weltheim den Wagen und springt in das Boot, das rasch ins Meer hinaus fliegt.

„Siehst ja heute so vergnügt aus, Janni!" fragte Weltheim, des Burschen dunkle Züge musternd. Dieser zeigte lachend eine Reihe blendend weißer Zähne:

„Habe die Herrin mit dem Kirios*) Apaturios eben herübergerudert; dort ist noch der Wagen auf der Chaussee zu sehen. Die Herrschaften fahren nach der Stadt; da gabs denn ein gutes Trinkgeld". Der Bursche faßte in die Tasche und zeigte ein kleines französisches Goldstück zum Werthe von 5 Frank, für solchen armen Jungen, der fast nie Gold und Silbergeld in seinem metallarmen Vaterlande zu sehen bekam, in der That ein Schatz, mit dem er ein Recht hatte nach Herzenslust zu liebäugeln.

---

*) Kirios: Herr.

„Kirios Kleon ist immer freigebig und jetzt ist er es doppelt. Gelt Herr, dafür kann ich mir einen ganz neuen Anzug kaufen."

Weltheim nickte, fühlte sich aber innerlich, er wußte nicht recht warum, von der Mittheilung des Burschen nicht angenehm berührt. Daß die Gräfin auch während seines Unterrichtes auf eine Stunde nach der Stadt fuhr, war schon ab und zu vorgekommen, obwohl sie ihn oft versicherte, daß sie nur durch besonders dringliche Fälle sich abhalten lasse, seinen Vorträgen beizuwohnen, da dieselben ihr große Freude bereiteten, ja ihr jetzt erst ein volles Verständniß für Vieles aufgehe, seitdem sie ihre vaterländische Geschichte und Literatur durch das Auge eines Fremden betrachten lerne. Auch daß sie mit dem Fürsten Apaturios gefahren von dem er wußte, daß derselbe ein naher Verwandter des Hauses sei und seit wenigen Tagen seine Wohnung in Athen wieder bezogen habe, konnte ihn nicht Wunder nehmen. Aber er hatte mancherlei und nicht gerade Günstiges von dem Fürsten gehört, so daß ihm die Aussicht, demselben in dem Hause der Gräfin öfters zu begegnen, nicht sehr erfreulich war, ja er bedauerte innerlich Irene, daß ihre Jugend und Unschuld dem Verkehr mit einem Manne ausgesetzt sei, dem man nachsagte, daß er alle Genüsse des Lebens bereits ausgekostet habe. Er ahnte nicht, welche ein näheres Verhältniß sie mit diesem Manne verbinde.

Das Anlegen des Nachens entriß ihn seinen beunruhigenden Gedanken. Am Ufer stand der alte Freiheits-

soldat, seinen Tschibuk rauchend und begrüßte Weltheim, mit dem er immer gern bei der Ankunft und Abfahrt einige Worte wechselte.

„Morgen wird es eine Freude sein, Herr!" sagte er, „Das Maifest ist eines der schönsten, das wir hier in Griechenland feiern. Da bleibt Keiner daheim. Sie aber werden sich noch ganz besonders daran erfreuen; denn Sie betrachten das noch mit ganz andern Augen als wir. Wird doch im Garten der Königin morgen auf derselben Stelle der Reigen geschlungen werden, auf dem sich einst die Gärten der Aphrodite befanden, ja ich glaube Herr, das Maifest selbst ist noch ein Nachklang der einst der Aphrodite gefeierten Feste."

Weltheim ließ sich sonst gern von dem Alten etwas erzählen, der mancherlei gehört hatte, und manche erinnerungsreiche Stätte noch kannte und zu finden wußte, die aus dem Gedächtniß der Andern längst entschwunden war; heute aber fühlte er sich nicht gestimmt dazu. Die Aufforderung des Alten, bei ihm eine Tasse Kaffee zu nehmen, lehnte er deshalb zur Verwunderung desselben ab, der ihm kopfschüttelnd nachsah und später zu Janni äußerte, dem Herrn müsse nicht wohl gewesen sein, er habe ja so blaß ausgesehen. Ja, die Hitze, meinte er, die habe schon manchen Fremden, der frisch und blühend hergekommen, zum bleichen Schatten, wenn nicht zu einer Leiche gemacht.

Die alte Pförtnerin, die Weltheim jetzt schon als Freund des Hauses kannte, reichte ihm nach griechischer

Sitte eine Rose zum Gruße. Der junge Gelehrte, der an dem anmuthigen Brauch, den Gast mit einer Blumenspende zu bewillkommenen, sonst immer seine Freude hatte, achtete heute der Gabe der Alten kaum. Mit einem kurzen: Charista! *) — denn einen andern Dank nahm die Alte nach griechischer Sitte, die in dem gräflichen Hause streng aufrecht erhalten wurde, nicht an, — schritt er weiter. Der Weg, der ihn anfangs mit geheimnißvollem Zauber umstrickt hatte, war ihm jetzt vertraut. Ohne sich umzublicken, eilte er ins Haus, wo in einem luftigen Zimmer, durch dessen geöffnete Thüren der frische Seewind wehte, Comteß Irene an einem in der Mitte stehenden, mit Papieren und Büchern bedeckten Tische seiner harrte. Am Fenster, an dem die Gräfin gewöhnlich zu sitzen pflegte, hatte heute Fräulein von Faller Platz genommen. Noch stand Weltheim mit der jungen Deutschen auf demselben fremden Fuße, wie bei seiner Ankunft. Seit der ersten Begegnung hatte sie keine weitere Annährung gesucht, ja jedes vertraulichere Wort gemieden, obwohl ihre Blicke noch immer die gleiche Theilnahme für den Landsmann verriethen. Wie immer still und zurückhaltend, begrüßte sie auch heute den Eintretenden nur durch eine leichte Neigung des Hauptes und beugte das Gesicht, auf dem Weltheim Spuren vergossener Thränen zu bemerken glaubte, tiefer über die Arbeit.

Comteß Irene reichte wie gewöhnlich ihrem Lehrer zum Gruße die Hand; doch auch auf ihren Zügen glaubte

*) Charista: Danke.

er einen Schatten zu bemerken, ja, als sie jetzt die Abwesenheit der Mama entschuldigte, die des Maifestes wegen, das heute so Viele beschäftige, nach der Stadt habe fahren müssen, kam es ihm vor, als wäre der Klang ihrer Stimme weniger hell als sonst, als zittere eine leise Erregung durch dieselbe. „Sie sind doch wohl, Comteß?" fragte er, seiner aufsteigenden Sorge Ausdruck gebend — „sonst lassen wir den Vortrag lieber heute ausfallen".

Fast erschrocken blickte sie zu ihm auf. Noch nie hatte sie ihn so angesehen, mit dem Ausdruck geheimen Kummers und sanfter Bitte zugleich. Er fühlte sich innerlich bewegt, was hatte den Himmel dieser schönen Mädchenseele getrübt?

„O nein, ich bin ganz wohl!" und leise wie zögernd setzte sie hinzu: „ich habe mich heute gerade so sehr auf Ihren Vortrag gefreut". Mit ihr sonst nicht eigener nervöser Hast griff sie nach einem der auf dem Tische liegenden Bücher. „Sie versprachen das letzte Mal, mir heute etwas von der Dichterin Sappho zu erzählen. Mich interessirt die edle Frau, von der ich noch so wenig weiß, nur das Eine, daß sie hochgefeiert und doch unglücklich genug war, um in einem gewaltsamen Tode Erlösung von den Leiden des Lebens zu suchen".

Wieder blickte Weltheim erstaunt auf. Welche Verwandelung war in den wenigen Tagen, in denen er sie nicht gesehen, mit Irene vorgegangen! Etwas Fremdes, Trauriges entstellte das Bild holder Mädchenhaftigkeit, glücklicher Zufriedenheit, das bisher von ihr in seinem

Innern gelebt hatte. Sie bemerkte seinen fragenden Blick und schlug erröthend die Augen nieder. Auch er fühlte sich befangen, doch rasch seiner Bewegung Herr werdend, schlug er die Oden der Sappho auf:

„Leider," begann er, auf die vorherige Bemerkung Irenens antwortend, „werde ich den romantischen Zauber, den die Sage um Sappho gewoben, und der so viel Anziehendes für Sie zu haben scheint, in etwas zerstören müssen. Von Allem, was von ihr gesagt und gedichtet ist, beruht nur wenig auf authentischen Quellen. Daß sie in ihren Liedern eines Jünglings gedacht hat, dem sie eine heiße Liebe zuwandte, ohne gleiche Erwiderung zu finden, ist sicher, aber selbst der Name Phaon, mit dem man stets diesen Geliebten bezeichnet, ist von ihr niemals genannt, die Person selbst daher zum Theil wohl mytisch. Eben so ist der Sprung vom leukadischen Felsen, den Sappho, um ihr von Liebe krankes Gemüth zu heilen, gewagt haben soll, vielleicht mehr ein dichterisches Bild als eine wahre Thatsache. Der leukadische Sprung nämlich war ein religiöser Ritus, der zu den Sühnefesten des Apollon gehörte.*) Man stieß zu bestimmten Zeiten Verbrecher, die man zu Sühnopfern auserlesen, von den schroff ins Meer abfallenden Felsen, doch so, daß man sie unten in einem bereitgehaltenen Nachen wieder aufzufangen suchte, und wenn sie noch am Leben, von Leukadien hinweg in die Ferne schickte. Ob nun Sappho wirklich diesen Sprung

*) Nach Ottfried Müller: Geschichte der griechischen Literatur.

gewagt habe, ob eine Verwechselung der Person vorliegt, wie Viele annehmen, und eine andere Frau des Namens Sappho für die Dichterin genommen ist, sei dahingestellt. Wir müssen uns begnügen mit dem, was die geniale Frau uns hinterlassen hat. Leider besitzen wir auch davon nur noch Fragmente, aber diese Fragmente selbst machen es uns begreiflich, wie die Zeitgenossen der Dichterin ihre Poesien als das Höchste von Anmuth und Holdseligkeit gepriesen haben, wie man ihr den Namen der lesbischen Nachtigall und wohl auch der zehnten Muse beilegen konnte."

Er reichte Irene das Buch hin, in dem er eine der Sapphischen Oden aufgeschlagen hatte: „Lesen Sie selbst, Comteß," sagte er, „die Verse der größten Dichterin der Griechen sind es werth, von Ihnen vorgelesen zu werden."

Irene folgte seiner Aufforderung. Sie las das Altgriechische mit besonderem Wohlklang. Weltheim schloß die Augen und ließ sein Ohr von der Musik der Sapphischen Strophen umtönen. Auch Fräulein von Faller horchte auf; obwohl sie selbst des Altgriechischen nicht mächtig war, empfand sie doch den Wohllaut der Sprache. Weltheim warf hier und da ein erklärendes Wort ein, während der Lesenden Wangen immer höher glühten, ihre Augen einen besonderen Glanz gewannen. Die glühende Sprache der Liebe war der jungen Griechin ja so neu; fand sie einen Widerklang in ihrer Seele?

„Nun noch einige der kürzeren Sentenzen", sagte Weltheim, das Buch zurücknehmend und darin blätternd;

er fühlte sich selbst verwirrt und aufgeregt und wollte die Gedanken von dem gefährlichen, von der Dichterin so lieblich besungenem Thema der Liebe ablenken. „Hören Sie hier, Comteß, was die Dichterin zu einer reichen aber ungebildeten Frau sagt: „Wenn Du einst stirbst, wirst Du daliegen, ohne daß irgendwann deiner in Zukunft gedacht wird, weil du keinen Theil an den Rosen aus Pierien*) hast. Ohne Glanz wirst du in Aides**) Haus umher schweifen, mit den dunklen Schatten hinausflatternd."

Irene hatte mit gesenktem Kopfe zugehört:

„Das ist unser Loos", sagte sie aufblickend, „das Loos nicht der ungebildeten allein, sondern aller griechischen Frauen. Sappho blühten Pierias Rosen, ihr Andenken lebt noch nach Tausenden von Jahren. Ach, wem es vergönnt wäre gleich ihr, Unsterbliches zu schaffen, ins Grab hinein die Bewunderung und Liebe des Geschlechtes zu nehmen!"

Weltheim lächelte: „Der Jugend schwebt der Ruhm stets als der Güter Höchstes vor, und doch werden die Ruhmeskränze nur zu oft zu Dornenkränzen für den Lebenden. Erst der Todte wird neidlos mit dem Lorbeer bekränzt."

„Und doch ist es ein so schöner Gedanke", entgegnete Irene sinnend, „daß mit dem Menschen nicht auch sein Name hingeht und in Vergessenheit verklingt."

---

*) Pierien der Sage nach die Heimat der Musen.

**) Aides: Hades.

„Das sind altgriechische Anschauungen, Comteß; den Griechen galt das Fortleben ihres Namens als das Erstrebenswertheste. Die christliche Weltanschauung aber ist geläuterter. Der Christ soll nicht mehr Ruhm vor den Menschen, sondern allein Ruhm vor Gott zu gewinnen suchen; er sieht die höchste Bethätigung vollendeter Menschlichkeit in dem stillen Wirken, von dem der Heiland sagt, daß die linke Hand nicht wissen solle, was die rechte thue."

Der Comteß Augen richteten sich mit dem Ausdruck warmen Verständnisses auf das Antlitz Weltheims.

„Ja, wenn das Christenthum immer so aufgefaßt, so gelehrt würde! Bei uns ist es zur Formel geworden, die das Herz wenig zu befriedigen vermag. Mir kommt es oft vor, als wären wir noch mehr Heiden als unsere Vorfahren, deshalb auch die heidnische Anschauung, die Sie eben tadelten. Sie sind Protestant, Herr Doktor, und ich liebe Ihre Confession, weil sie den menschlichen Geist frei gemacht hat. In der Geschichte hat mich nichts so ergriffen, als der Kampf der Reformation, der Kampf um die Freiheit des Denkens. — Doch, was rede ich?" fügte sie verwirrt und erröthend hinzu. „Ich wage mich auf ein Gebiet, auf das ich mich als Frau, als Griechin nicht wagen darf. Der gefangene Vogel soll nicht hinauf sehen, wo sich in den Lüften seine freieren Genossen regen. Das macht nur die Gefangenschaft schwerer, zu der der vaterländische Boden die griechischen Frauen verurtheilt."

Weltheim hätte dem erregten Mädchen aus vollem

Herzen zurufen mögen: „aber Du bist ja keine Griechin, Du holde sinnige Menschenknospe, die Du Dich so heiß nach Erkenntniß sehnst; Du bist eiue Deutsche nach Sinn und Gemüth!" Aber er dachte der von der Gräfin ihm auferlegten Pflicht und schwieg.

„Nicht wahr?" fuhr Irene fort, als sie keine Antwort von Weltheim erhielt, „das sind Ideen, welche die Tochter der Gräfin Pachta nicht haben, viel weniger aussprechen sollte? Gauben Sie indessen nicht, Herr Doktor, daß ich die Bestrebungen meiner Mutter nicht zu würdigen verstände, daß ich mein Vaterland nicht liebte. Immer wieder, so oft ich jetzt von Ihren Lippen den Ruhm des griechischen Volkes verkünden höre, den Preis jener Zeit, in der die größesten Helden und Künstler auf attischem Boden wandelten, in der ein Perikles und Phidias die Tempel der Akropolis dachten und ausführten, Sophokles und Euripides ihre Dichtungen auf dem Dyonisostheater dargestellt sahen, wenden sich meine Gedanken meiner Mutter zu, und ich empfinde ganz die Größe der Aufgabe, die sie sich gestellt hat, an der Wiederbelebung des altgriechischen Geistes im Volke, an seiner Erziehung zur Civilisation mitzuarbeiten. Wenn ich dann aber wieder dieses Volk selbst betrachte mit allen seinen Vorurtheilen und Mißbräuchen, die es vor sich selbst zu Tugenden aufzubauschen sucht, dann —"

Sie hielt plötzlich zögernd mit glühenden Wangen inne:

„Sprechen Sie weiter!" bat Weltheim, sich zu ihr neigend, „sprechen Sie ohne Scheu, Sie sprechen zu Einem, der Sie versteht, der mit Ihnen fühlt."

„Nun denn — ja, so sei es offen ausgesprochen, in solchen Momenten sinkt mir der Muth, dann fange ich an zu zweifeln, ob ein wahrhaft erfolgreiches Wirken unter den obwaltenden Verhältnissen möglich sei, ob nicht alle Opfer, die diesem einen Ziele gebracht, die für dasselbe gefordert werden, nutzlose bleiben."

Noch nie hatte sich Irene so frei ausgesprochen, so offen den Zwiespalt ihres Lebens dargelegt. Aengstlich flogen die Blicke Fräulein von Fallers zu den Beiden herüber; Weltheim verstand die Warnung, er bannte das aufwallende Gefühl, das zu den Lippen sich drängte, gewaltsam wieder in sein Inneres zurück.

„Denken Sie nur an Eines, theure Comteß", suchte er nach Fassung und Haltung ringend, das aufs höchste erregte Mädchen zu beruhigen, „an das Gute, das Ihre edle Mutter in Wirklichkeit thut, an die Wunden, die sie heilt, an das Elend, das sie lindert."

„O, ich wiederhole mir das täglich," entgegnete Irene traurig, „wie schön, wie groß dieses der Barmherzigkeit geweihte Leben ist, das meine Mutter führt. Aber jede Tugend muß frei, aus freiem Entschlusse emporblühen. Als Zwang aber auferlegt, wo sonst das beste und edelste Gefühl in Ketten gelegt wird, kann sie da noch eine Tugend bleiben? Von der Griechin, der man das höchste Recht, das Recht der Selbstbestimmung nimmt, die man zur Sklavin der Nationalvorurtheile macht, sollte man die Tugend der Selbstverleugnung am wenigsten verlangen!"

Irenens Wangen brannten, aus ihrem Auge blitzte es wie düstere Verzweiflung auf: „Um Gott, was war

geschehen?" Weltheim warf einen fragenden Blick nach der Erzieherin hinüber; aber ehe diese stumme Frage Beantwortung finden konnte, wurden die Portieren, die den Eingang zum Nebenzimmer verhüllten, zurückgeschlagen, und der Gräfin hohe Gestalt erschien zwischen denselben. Hatte sie Irenens Auslassungen gehört, oder war sie erst im letzten Moment eingetreten? Nichts wenigstens verrieth eine außergewöhnliche Erregung, wenn nicht die etwas bleichere Färbung ihrer Wangen. Ruhig begrüßte sie Weltheim und nahm, als der Diener die Thüren des Speisesaales öffnete, wie auch sonst den Arm desselben und ließ sich zur Tafel geleiten. Die Unterhaltung blieb aber eine gezwungene; außer der Gräfin vermochte Keiner einen unbefangenen Ton anzuschlagen, und Weltheim athmete erst erleichtert auf, als der Diener den Kaffee servirt hatte und er sich den Damen empfehlen durfte. Alle seine Gefühle waren in Aufruhr; lange ging er noch am öden Gestade des Munychia-Felsens dahin, schaute auf das weite sanft bewegte Meer, dessen Anblick stets etwas Beruhigendes für ihn hatte, ließ sich vom lauen Abendwinde umfächeln, ohne doch völlig wieder seiner Herr werden zu können. Er kam sich wie verwandelt vor, sein ganzes Sein aufgelöst in wogende Empfindungen, die ihn auf und nieder trugen, wonnig beseeligend, und doch so bang und schmerzensvoll. Was sollte nun werden? Die ganze Zukunft wie er sie sich gedacht, versank in Nichts; ein anderes Ziel, ein anderer Stern leuchtete ihm jetzt vor, ein Stern, der fortan seinen Lebensweg bestimmen mußte.

Achtes Kapitel.

Die Fenster und Thüren in dem kleinen Hause des Doktor Dorner standen weit offen. Eben war ein Beethoven'sches Trio beendet; zwei der ausführenden Herren, Doktor Dorner, der das Klavier und ein junger Attaché, der die Geige gespielt hatte, traten hinaus auf die Terrasse zu den dort versammelten Zuhörern. Es war ein kleiner Kreis, nur Deutsche, zwei in Griechenland ansäßige Kaufleute, ein Arzt, ein Buchhändler, letztere Beiden mit ihren Frauen, außerdem die Baronin von Lichtenhein und Bernard. Auf einem kleinen Tische standen Rauchutensilien, Papier, feingeschnittener türkischer Taback, — da jeder gewohnt ist, sich die Cigarette selbst zu drehen — und ein Licht, dessen Flamme unbewegt in der stillen Nachtluft brannte. Auch die Baronin hielt in ihren feinen Händen eine Cigarette, die sie mit vieler Anmuth ab und zu an ihre Lippen führte. Sie hatte sich in's Halbdunkel zurückgezogen und blickte gedankenvoll den Rauchwölkchen nach, die aus ihrem Munde in die Luft stiegen.

„Das war wieder einmal deutsche Musik!" wandte sie sich zu dem neben ihr sitzenden Bernard. „Wird es nicht auch Ihnen warm um's Herz, wenn Sie die vertrauten Klänge hören, oder lieben sie die Musik nicht?"

„O gewiß!" war die Antwort. — „Wäre ich sonst wohl

so oft hier? — Haben Sie Dank, Dorner, für den Genuß!“ rief er dem eben aus dem Zimmer tretenden Hausherrn zu.

„Nun noch ein Lied, liebster Doktor!“ fügte die Baronin bittend hinzu. „Ein deutsches Lied von Ihrer Frau, oder Doktor Weltheim, vorgetragen.“

„Ich werde Ihren Wunsch drinnen sogleich mittheilen,“ entgegnete Dorner bereitwillig und eilte ins Zimmer zurück. Bernard folgte ihm mit den Augen. Er sah, wie Dorner zu Weltheim trat, der in Gedanken versunken am Flügel stand, und bei der Anrede desselben erschreckt zusammenfuhr. Bernard schüttelte leise das Haupt: Was war nur heute mit Weltheim? — Seine sonst so energischen Züge hatten etwas beunruhigend Gespanntes und Müdes, seine Augen einen unstäten Blick. Die Besorgnisse Bernard's steigerten sich noch, als Dorner mit dem Bescheid zurückkehrte, daß Weltheim sich nicht ganz wohl fühle, und deshalb sich bei der Frau Baronin entschuldigen lasse.

Frau Dorner fand sich indessen sogleich bereit, der an sie ergangenen Aufforderung zu folgen. „Deutsche Volkslieder!“ bat die Baronin noch einmal, „ich höre sie so gern hier unter dem attischen Nachthimmel. Erst dann, von den heimatlichen Klängen umtönt, empfinde ich den vollen Zauber der südlichen Frühlingsnacht.“

Frau Dorner willfahrte diesem Wunsche gern. Ihre frische, klangvolle aber nicht künstlerisch geschulte Stimme paßte besonders für den Vortrag von Volksliedern, das

wußte die feinsinnige Baronin, und hatte ihre Meinung offen genug gegen Frau Dorner geäußert, die als kluge Frau selbst erkannte, wie weit ihr Können ging, wo ihre Unzulänglichkeit anfing. In der selbstauferlegten Beschränkung leistete sie indessen Vorzügliches. Auch heute klang ihr Gesang so traut und freundlich, so wehmüthig und süß in das Ohr der Deutschen. Wer unter ihnen mußte sich im Geiste nicht in die Heimat versetzt fühlen, als sie „Die Abendglocken" sang:

„Hört ihr das Glöckchen? Mit traulichem Klang
Ruft es zur Hütte, zum Abendgesang,
Läute, o Glöckchen nur zu, läute zur süßen Ruh!"

Wem zitterte nicht ein geheimes Weh im Herzen bei dem schönen von Mendelssohn componirten Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden", und wie stimmten Alle innerlich ein in den trost- und hoffnungsreichen Schluß: „Wenn Menschen auseinandergeh'n, so sagen sie: auf Wiederseh'n." — Wie Mancher wußte sein Liebstes im fernen deutschen Lande, und trug als Trost in der Fremde die Hoffnung auf Wiedersehen in der Brust! Alle waren erfreut, Alle des Lobes und Dankes voll. Selbst der junge elegante Attaché machte heute keine seiner gewöhnlichen, galanten Redensarten, sondern drückte der Landsmännin warm die Hand. Die Baronin hatte den Kopf in die Lehne des Stuhles zurückgebogen, und blickte in Erinnerung verloren mit feuchtschimmernden Augen zum Sternenhimmel auf; sie krankte etwas an Heimweh, und konnte nie ein

deutsches Lied hören, ohne Thränen zu vergießen. Die erregte Stimmung verkündete sich durch allgemeines Schweigen, das die Baronin trotz ihrer Wehmuth nun doch zuerst brach. Mit Frau Dorner, deren Gesang er auf dem Flügel begleitet hatte, war auch Weltheim herausgetreten. Zu ihm wandte sich die Baronin:

„Sie, der Sie erst so kurze Zeit auf griechischem Boden weilen, mögen wohl staunen, daß deutsche Volksweisen einen so aufregenden Eindruck auf uns üben. Sie wissen noch nicht, was es heißt, Jahre lang fern von der Heimath in einem fremden Lande zu leben, dessen Interessen, dessen Streben und Denken so weit von dem unseren verschieden ist, daß einen Einklang zu finden unmöglich wird. Selbst unsere Vorliebe für das Alterthum entfernt uns nur immer mehr von den Bewohnern des attischen Landes; denn sie wissen nichts oder wenig von alledem, was seit unserer Kindheit als Schönstes und Höchstes in unserer Brust gelebt hat.“

„Da thun Sie den Griechen doch Unrecht, Frau Baronin!“ nahm Bernard für seinen Freund, der ihm wenig aufgelegt für die Unterhaltung schien, das Wort: „Allerdings sind im Allgemeinen der Griechen Kenntnisse nur geringe; war doch die Geschichte ihrer großen Vergangenheit während des Türkenjoches ihnen zur Mythe geworden, von der sie hier und da sprechen hörten, ohne viel davon zu verstehen. Das kann erst allmählig wieder ausgeglichen werden; aber daß es geschehen wird, dafür bürgt der griechische Patriotismus, und wenn dem Volke

auch noch das Verständniß von dem vollen Werthe ihrer alten Monumente abgeht, so sind sie doch stolz auf dieselben und haben eine Empfindung von der Größe und dem Können ihrer Ahnen."

„Wie die Griechen an ihren Monumenten hängen", mischte sich der Attaché in die Unterhaltung, „beweist wohl am besten jene Sage, die im Athener Volke lebt, daß, als Lord Elgin seiner Zeit eine der Karyatiden von der Halle des Erechtheion entführte, die Zurückgebliebenen, die sie hier einfach Koren d. h. Mädchen nennen, die ganze Nacht um die Geraubte geweint und geklagt hätten, welche Klage man in der Stadt vernommen."

„Und wie viele Griechen widmen sich jetzt dem Studium griechischer Alterthumskunde!", warf Doktor Dorner ein. „Ich erinnere nur an meinen Freund Santros, der, wie ich glaube mit Sicherheit voraussagen zu können, einmal eine Autorität auf diesem Felde werden wird."

„Der heute aber in Ihrem Kreise fehlt", wandte sich die Baronin zu Frau Dorner. „Ich vermisse mit Erstaunen Ihren stillen Bewunderer, liebe Doktorin, auf seinem gewohnten Platze in der Kaminecke."

„Das hat einen wichtigen Grund", entgegnete Frau Dorner lächelnd. „Freund Santros hat sich heute in aller Eile vermählt, um morgen schon seine junge Frau den Majestäten beim Maifest vorstellen zu können."

Ein allgemeines Staunen und die Frage, wie das so rasch gekommen sei, folgte:

„O, das ist ein so wunderlicher Eheschluß, wie er

nur in Griechenland vorkommen kann!“ nahm Doktor Dorner das Wort, „eine höchst ergötzliche Geschichte, die indessen einen tragischen Hintergrund hat, wenigstens für uns, die wir einen andern Begriff von der ethischen Bedeutung der Ehe haben, als die Griechen.“

„Erzählen Sie, bester Doktor!“ ertönte es bittend von allen Seiten.

„Die Geschichte kann sehr kurz gefaßt werden,“ begann Doktor Dorner. „Sie alle kennen ja den griechischen Brauch und wissen, daß die Ehe gewöhnlich von den Eltern für ihre Kindar verabredet und geschlossen wird. Der Geldpunkt ist natürlich dabei das am meisten in Betracht Kommende. Die Ehe ist kein Bund zweier Herzen, sondern eine Art Handelscontrakt, bei dem die Neigungen der beiden für's Leben für einander Bestimmten nicht in Frage kommen.“

„Und doch,“ warf einer der Gäste ein, „sind die griechischen Ehen gewöhnlich sehr glückliche. Es scheint, die Sitte und die Nothwendigkeit, sich in dieselbe zu finden, bringt auch die widersprechendsten Elemente in Harmonie.“

„Oder!“ rief die Baronin erregt, „die Frauen stehen noch auf einer so niederen Kulturstufe, daß sie überhaupt über sich und ihre Stellung noch gar nicht nachdenken. Wenn die Unfähigkeit tiefen Empfindens ein Glück genannt werden kann, dann sind die griechischen Frauen glücklich. Wehe der aber, die etwas Anderes kennt und verlangt, als die Haushälterin ihres Gatten, die Mutter seiner Kinder zu sein.“

Sie athmete tief auf, und ihre Heftigkeit entschuldigend, setzte sie ruhiger hinzu: „Bei solchen Fragen, die das Leben des Weibes so tief berühren, verliere ich nur zu leicht die gebotene Ruhe. Verzeihen Sie meine Unterbrechung, lieber Doktor, und fahren Sie in Ihrer Erzählung fort."

Auch Weltheim, der bisher wenig Antheil an der Unterhaltung genommen hatte, hörte jetzt aufmerksamer zu, als Dorner fortfuhr:

„Um also auf meinen Freund Santros zurück zu kommen, so werden Sie aus meiner Einleitung, die zu einer so lebhaften Diskussion Veranlassung gab, folgerecht geschlossen haben, daß auch er nach griechischer Weise von seinen Eltern, respektive seiner Mutter verhandelt ist, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf. Das rührend Komische in seiner Ehegeschichte ist aber Folgendes: Die von seiner Mutter ihm ausgesuchte Braut ist nämlich die Tochter eines begüterten Besitzers auf der Insel Aegnia. Trotz seines Respektes vor der mütterlichen Wahl kann der junge Heirathscandidat doch den Wunsch nicht unterdrücken, seine Erwählte schon vor dem Hochzeitstage zu sehen, ein Wunsch, der ihm, obwohl gegen den Brauch, doch ohne Bedenken erfüllt wird. Welch' ein Schrecken aber für unsern armen Santros, als er in das Haus seiner Schwiegereltern geführt, neben denselben eine alte dicke fünfzigjährige Person sieht, die man ihm mit dem Namen seiner Braut vorstellt. Er verfärbt sich, zögert einen Augenblick, kämpft aber dann heroisch das widerspenstige, sich empörende Gefühl nieder: Die Mutter hat sie mir ausgesucht, sie muß deshalb gut für mich sein! und mit

rührender Ergebung nähert er sich der alten Dame und führt ihre fette Hand mit Bräutigams-Zärtlichkeit an die Lippen. Der Himmel hatte aber ein Einsehen mit so viel Demuth und kindlicher Ergebung. Die Sache stellte sich als ein Irrthum heraus; die Alte war die Tante der wirklichen Braut, die denselben Namen führt, aber jung und leidlich hübsch ist. — Santros selbst erzählte mir diese kleine Episode nach seiner Heimkehr in sehr gehobener Stimmung: „Lieber Freund, sagte ich, hätten Sie denn nun wirklich die Alte geheirathet, wenn Ihr glücklicher Irrthum Wahrheit gewesen wäre?" Er sah mich mit seinen schwarzen, sonst so klugen Augen ganz erstaunt an: „Gewiß hätte ich das!" entgegnete er. „Der Ehecontrakt war abgeschlossen, daran war nichts mehr zu ändern, obwohl ich offen gesagt mit schwerem Herzen in die Ehe gegangen wäre. Sehen Sie, im Ganzen ist es ja gleich, wie die Frau aussieht, die wir in unser Haus führen, wenn sie nur ehrenhaft und aus guter Familie ist. Aber eine so viel ältere, in deren Umfang ich außerdem zweimal hinein gehe, auf der Straße am Arme zu führen, das hätte lächerlich ausgesehen, und ausgelacht zu werden, ist nicht angenehm; davor hat man ein Recht, sich zu scheuen."

„Wirklich," meinte der Attaché, „wenn man die griechischen Verhältnisse nicht kennte, würde man solche Naivität bei einem Gelehrten von dem Wissen des Santros nicht für möglich halten."

Alle lachten herzlich über das Erzählte, nur die Baronin und Weltheim blieben ernst:

„Ich vermag über diese griechischen Ehen nicht zu lachen!“ rief sie und sich zu Weltheim neigend setzte sie leiser hinzu: „Ich sehe, Sie können es auch nicht; gewiß dachten auch Sie an die arme Comteß Irene, die nun auch das Opfer einer solchen Ehe werden soll.“

„Comteß Irene?“ kam es bebend von Weltheims Lippen, über dessen Züge sich eine fahle Blässe breitete. Die Baronin sah forschend auf ihn hin, etwas theilnehmend Weiches lag in ihrer Stimme, als sie rasch fortfuhr: „So hat Ihnen die gute Doktorin also noch nicht mitgetheilt, daß Comteß Irene des Fürsten Kleon Apaturios Verlobte ist? — und auch Sie, Herr Professor, wissen nichts davon?“ wandte sie sich zu Bernard, als sie bemerkte, wie Weltheim keines Wortes mächtig, vergeblich nach Fassung rang.

„Mir ist es neu,“ entgegnete Bernard, nicht ohne Sorge den Blick auf Weltheim richtend, „ich ahnte indessen, daß es so kommen würde.“

„Sie dürfen doch aber, Frau Baronin,“ warf der Attaché ein, „diese Verbindung mit der des jungen Santros nicht auf eine Stufe stellen. Fürst Apaturios ist in seinen Sitten durchaus kein Grieche mehr, sondern ein feingebildeter Cavalier, der in jedem Salon unserer Hauptstädte seinen Platz ansfüllen würde.“

„Der aber auch in Paris Manches gelernt hat, was zum Glücke einer jungen und gebildeten Frau nicht beitragen dürfte!“ entgegnete Bernard ernst. „Sie werden zugeben, daß in Deutschland jede verständige Mutter sich sehr besinnen würde, ehe sie ihre Tochter einem Manne

mit einer solchen Vergangenheit anvertraute. Die Gräfin Pachta dagegen, deren außerordentlichen Eigenschaften ich im Uebrigen die größeste Hochschätzung zolle, giebt ihm ihr einziges Kind ohne Bedenken, weil sie als Griechin nur auf die äußere Stellung des künftigen Schwiegersohnes sieht, und sich vielleicht überdem durch die gleichfalls hier übermäßig hochgehaltenen Familienrücksichten gebunden fühlt."

„Allerdings ist die Gräfin, soviel ich weiß, durch ein Versprechen gebunden," sagte die Baronin, die Weltheim nicht aus den Augen ließ „und der Fürst wird um so mehr auf Erfüllung desselben dringen, da seine Vermögens-verhältnisse wie man sagt, sehr der Aufbesserung bedürfen."

„Die Gräfin aber wird in diesem Umstande nur einen Grund mehr sehen, ihr Versprechen zu halten," meinte Bernard. „Sie ist eine Idealistin, die in gar zu großem Pflichtgefühle oft einen verkehrten Weg einschlägt."

„Der Gräfin fehlt bei all' ihren Vorzügen indessen etwas, das uns deutschen Frauen selten abgeht," fiel Frau Dorner ein, „ein richtiges Verständniß für die zarteren Empfindungen des Weibes. Sie hat die Natur einer Heroine, die Herz und Gefühl ihren Plänen für die Größe ihres Vaterlandes unterordnet."

„Vergiß nicht, meine Liebe," mahnte Dorner seine mit dem Urtheil immer rasch fertige Frau, „daß die Gräfin nie Herz und Gefühl verleugnet, wo es sich darum handelt, ihren Mitmenschen zu helfen."

„Vor Allem aber, meine verehrten Damen und Herren,"

gab der Attaché, seinen blonden Schnurrbart drehend, seine unmaßgebliche Meinung kund, „vergessen Sie doch nicht, wie viel Convenienzehen auch in Deutschland in den höheren Kreisen geschlossen werden. Hier nun, wo es sich darum handelt, ein altes und vornehmes Geschlecht in seinem Glanze zu erhalten, dünkt mir diese Heirath etwas durchaus Nothwendiges, ja, ich würde der Gräfin einen Vorwurf machen, wenn sie bei der Lage der Sache sich durch irgend welche Bedenken zurückhalten ließe, ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Ist doch nebenbei gar nicht einmal gesagt, daß eine leicht verlebte Jugend den Mann daran hindert, später der beste Gatte und vorsorglichste Familienvater zu werden."

„Sie lassen nur Eines außer Acht, Herr Attaché", entgegnete ihm die Baronin, „daß jede Frau doch auch ihr Herz in der Ehe befriedigen möchte. Ich meinerseits beklage jede Convenienzehe."

„Ihr Urtheil, Frau Baronin," neigte der Attaché sich artig gegen die Dame, „ist in Beziehung auf Sie selbst unbedingt ein richtiges. Es giebt hochangelegte Frauennaturen, die das Recht auf die Befriedigung ihrer Herzensbedürfnisse, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit auf die Welt bringen. Aber Comteß Pachta ist eine Griechin und als solche wohl kaum eine so feinfühlige Natur, wie eine deutsche Dame aus den bevorzugten Kreisen."

„Darin, mein verehrter Herr Attaché könnten Sie doch irren!" entgegnete die Baronin mit feinem Lächeln: Comteß Pachta hat deutsches Blut in sich."

„Und deutsche Anschauungen, deutsche Empfindungen!" warf Frau Dorner lebhaft ein: „Herr Doktor Weltheim wird das am besten als Lehrer der jungen Comteß bezeugen können."

Aller Augen richteten sich auf den jungen Deutschen, in dessen Wangen bei dieser unerwarteten direkten Anrede ein heißer Blutstrahl schoß. Die Baronin kam ihm in liebenswürdiger Weise zu Hilfe. „Nein, nein," rief sie scherzend, „der Lehrer einer so aufmerksamen und schönen Schülerin ist nicht objectiv genug, um in dieser Sache ein ganz unpartheiisches Urtheil zu haben. „Endigen wir lieber den Streit und denken wir an den Heimweg. Es ist spät."

Sie griff nach ihrer Mantille, die Bernard ihr aufmerksam um die Schultern legte: „Hüten Sie Weltheim," flüsterte sie diesem dabei leise zu: „er sieht so bleich aus, und Sie wissen der Frühling in Attika birgt für den Fremden Gefahren in sich."

Neuntes Kapitel.

Bernard benutzte noch die helle Nacht, die dem Gesellschaftsabend bei Dorners folgte, zu Beobachtungen auf seiner Sternwarte. Der Diener hatte vorher schon die Instrumente zurecht gestellt; in Aufzeichnungen vertieft saß der Professor vor denselben. Am Geländer des Thurmes lehnte Weltheim, der es liebte, während der Arbeit seines

Freundes sich in den Anblick des südlichen Nachtbildes zu vertiefen.

Auch heute schweiften seine Blicke über das in Dämmer gehüllte Land bis zu dem in nächtiger Ferne mit der Luft sich vereinenden Meere. Ueber ihm, einem goldenen Nachen gleich, schwamm die Mondsichel im tiefblauen Aether. Selbst der dunkle Theil des Mondes war deutlich durch den ihn umfließenden Lichtkreis zu erkennen. Hell und klar blinkten die Sterne, all' die vertrauten Sternbilder der Heimath und doch anders gestellt, verwandelt vor dem Blick, Alles heller und glänzender, Erde und Himmel wie in ein Festgewand gekleidet. Im Westen über den Bergen des Peloponnes leuchtete des Zodiakallichtes klarer Schein, zur Seite zeichnete sich die schöne Form des Hymettos scharf vom nächtlichen Himmel ab, während tief unten aus den Gärten Athens, über welchen die Ruinen der Akropolis gleich einem ernsten memento mori emporragten, der Wohlgeruch der blühenden Orangen, der Pfeffer- und Mandelbäume zu ihm aufstiegen. Weltheim war seltsam zu Muth, wie ein Nachtwandler kam er sich vor, vor dem die Herrlichkeit der Erde ausgebreitet liegt, während sein Fuß auf schwankendem Brette über einem Abgrunde wandelt, in den jeder Schritt ihn hinabzustürzen droht. Die Schmerzen seiner Jugend, der Tod der geliebten Mutter, der Kampf mit dem Vater, Alles, was seine Lebensfreude getrübt hatte, wachte in ihm mit erneuter Kraft auf. Einen schwerblüthigen Menschen hatten ihn seine Freunde genannt, wenn er still inmitten ihrer

lärmenden Lustigkeit den eigenen Gedanken nachhing. Er vermochte es nicht sorglos zu genießen, was die Stunde bot, eine heitere Leichtlebigkeit hatte ihm der Schöpfer nicht verliehen. Selbst das Glück mußte er erst in sich verarbeiten, um sich klar desselben bewußt zu werden. Er nahm Alles schwer, was ihn traf, und wie konnte er auch anders, er, der mit rückwärts gewandtem Gesichte lebte, der die in die Wirklichkeit getretenen Thatsachen in ihren Ursachen zu ergründen sich mühte, für den es kein Zufälliges gab, sondern nur ein Aufeinanderfolgen von Ursachen und Wirkungen, wie konnte er anders, als das Leben ernst nehmen, auch in dem eigenen Geschick nach den Gründen forschen, das Zukünftige im Geiste vorausgestalten? Er hatte seiner Lebensaufgabe eine feste Grenze gesetzt, auf einen kleinen Kreis des Studiums sich beschränkend, wollte er innerhalb desselben das Beste leisten, seine Arbeit nach diesem einen Ziele hin ordnen. Wohl hatte er daran gedacht, sich einmal einen eigenen Hausstand zu gründen, ein geliebtes Weib an seinen Herd zu führen; aber bisher war die Ausführung dieses Wunsches noch immer in weite Ferne gerückt geblieben, noch hatten ihn keine zwingenden Gründe dazu getrieben. — Und nun? — War er ganz ausgewechselt unter dieser heißeren Sonne, diesem üppigeren Leben und Weben der Natur? Alles Erwägen und Denken in ihm war wie vernichtet, wie zu einem Chaos zusammengeflossen, aus dem nur ein Bild erschreckend hervortrat: das Bild des holden Mädchens, das wie einst Iphigenia dem Vaterlande geopfert

werden sollte. Ja und wenn es sich noch in Wahrheit um das Wohl dieses Vaterlandes handelte! Nein, um eines Vorurtheiles willen für das Gespenst der Familienehre, dem schon so manches edle Opfer gefallen war, wollte man diese Blume brechen, diese reine Seele vernichten. — Fürst Apaturios und Irene! — Dieser Gedanke allein trieb ihm alles Blut zum Herzen, machte seine Pulse fieberhaft schlagen. Ach, nicht daß der eigene süße Traum, der ihn einen Augenblick umfangen hatte, verflogen war, nicht der Gedanke, daß sie ihm für immer entrissen werden sollte, marterte ihn so, nein, das Mitgefühl mit dieser schönen Natur, diesem hochangelegten Menschengeiste, der in Ketten und Banden geschlagen in Oede und Verlassenheit sich selbst verzehren, nutzlos, unerkannt und ungepflegt dahin sterben sollte! — Was hätten seine sorglichen Hände, seine Liebe aus ihr machen können? Und nun sollte ein verlebter Wüstling, ein Grieche, der in seiner Gattin mehr eine Sklavin, als eine gleichberechtigte Genossin sah, in den Besitz dieses Schatzes gelangen, um den der beste Mann ihn beneiden könnte! Unmöglich! Wenn es eine Gerechtigkeit gab, durfte das nicht sein. Und doch! — War er nicht machtlos, ein Fremdling in diesem Lande? — Was konnte er thun, wo das Befreiungswerk angreifen, auch nur mit einer geringen Aussicht auf Erfolg? Bernard hatte seine Arbeit vollendet, er trat zu dem Freunde und zog ihn mit sich zu einem von dem Diener mit Gläsern und Flaschen besetzten Tische:

„Jetzt, Weltheim, lassen Sie uns beim gewohnten Abendtrunk noch ein wenig plaudern.“

„Er goß das schäumende Bier in die krystallenen Kelchgläser: „Wie er sprudelt und schäumt der deutsche Gerstensaft,“ sagte er, das Glas in die Höhe hebend, „bei all' seiner Bitterkeit und Herbe doch so erfrischend und kühlend.“ Er setzte das Glas an den Mund und leerte es mit einem Zuge: „Das thut gut nach der Arbeit. Folgen Sie meinem Beispiele, Weltheim, bleiben Sie dem deutschen Gerstensafte treu und lassen Sie sich durch die Süßigkeit der griechischen Weine nicht verlocken; uns Deutschen bekommen sie nicht.“

Weltheim griff zum Glase, ohne etwas zu erwidern, Bernard lehnte sich in seinen Stuhl zurück, zündete seinen Tschibuk an und betrachtete prüfend seinen Gefährten:

„Wissen Sie, was mir so durch den Kopf ging, als ich Sie vorhin so tief und lange seufzen hörte?“

„Habe ich geseufzt,“ entschuldigte sich Weltheim, „so geschah es unbewußt?“

„Dem sei, wie ihm wolle,“ fuhr Bernard fort, „ich dachte in meinem einfach schlichten Sinne: Wie kann ein Mensch inmitten der Wunder einer solchen Natur nur an sein eigenes Weh denken, statt dem Schöpfer aus voller Seele zu danken, daß er ihn unter Tausenden gewürdigt hat, dies Alles zu schauen und zu genießen? Sehen Sie, lieber Weltheim, wir Astronomen sind gewohnt, die Welt aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten als ihr, die ihr die Erde mit Allem, was darauf geschieht, zu

eurem Hauptstudium macht. Wir sehen die Erde als kleinen Stern inmitten eines großen Weltganzen. Gottes Hand hält ihren Lauf. Eine kleine Wandelung in der Sonne, eine Eruption auf derselben, und die Erde mit Allem, was auf ihr lebt, wäre vernichtet. Wir begreifen es täglich auf's Neue, daß jeder Augenblick unseres Daseins eine Gnade des Schöpfers ist, für die wir ihm dankbar sein müssen. Wie aber kann der Mensch diesen Dank bethätigen, als wenn er danach strebt, die Absichten seines Schöpfers, den Zweck seines Daseins verstehen zu lernen? Welchen Werth haben Ehre und Ruhm, Erfolge und Errungenschaften, wenn man sie nicht in ihrer Beziehung zu der Idee der Menschheitsentwicklung betrachtet? Unser Wissen ist und bleibt nun einmal Stückwerk; mag auch die menschliche Vernunft immer tiefer in die Geheimnisse des Naturwirkens eindringen, der zu lösenden Räthsel werden immer mehr bleiben, als der schon gelösten. Diese Erkenntniß, lieber Weltheim, macht uns demüthig; aber sie soll uns auch in bangen Stunden erheben. Denn wahrlich nicht dazu ist der Mensch geschaffen, um im kleinen Getriebe der Erdenarbeit und Erdennoth auf- oder gar unterzugehen. Ueber das Irdische hinaus sollen wir uns erheben. Richten wir unsere Augen immer nach dem höchsten Ziele, dann wird das Leid, das uns bedrückt, an Schwere verlieren, die uns nach höherem Willen auferlegte Prüfung uns in unserm inneren Leben nur fördern. Sie, der Sie so ganz mein Empfinden und Denken verstehen, Sie werden auch ohne weitere Worte

Bayerische Staatsbibliothek München

begreifen, warum ich gerade heute, gerade in diesem Momente so zu Ihnen spreche."

Weltheim reichte in überströmendem Gefühle dem Freunde die Hand hin: „Ich danke Ihnen; Sie möchten das Gleichmaß der Seele, das ich zu verlieren in Gefahr bin, wieder herstellen."

Bernard nickte: „Die attische Frühlingsluft birgt Gefahren für den Fremden in sich, so warnte mich heute Jemand für Sie, der Theil an Ihnen nimmt. Ja, lieber Weltheim, dieses Klima wirkt erregend auf die Phantasie, erschlaffend auf die Nerven. So rasch wie die Bäume Blüthe und Frucht treiben, so plötzlich steigen auch früher ungekannte Wünsche und Leidenschaften in der Menschenbrust auf, und die Kraft, sie zu beherrschen, scheint zu fehlen. Scheint so, lieber Freund; wir aber, deren Streben auf das Ewige gerichtet ist, dürfen uns mit solcher Schwachheit nicht entschuldigen, unsere Aufgabe ist es, in jeder Lebenslage uns treu zu bleiben."

„Sie sind streng gegen mich, Bernard," erwiderte Weltheim trübe, „aber ein guter Arzt scheut sich nicht weh zu thun, wo es heißt, eine tödliche Wunde auszuschneiden. Dennoch werden Sie mir selbst zugestehen, daß es große Kämpfe kostet, ehe der Mensch zu einer Lebensanschauung gelangt, wie Sie sie besitzen. Auch Sie werden früher diese Resignation nicht besessen haben."

„Und doch muß Jeder sich diese Resignation zu gewinnen suchen, will er mit seiner Lebensaufgabe fertig werden. Ohne Kampf, kein Sieg, und ein tapferer Mann

nimmt den Kampf auf. Warum soll ich es nicht gestehen: auch mein Herz hegte einst thörichte Wünsche, die in demselben aufstiegen ganz so mächtig und gewaltig, wie sie jetzt in dem Ihren leben mögen. — Aber dem Ikarus, der nach der Sonne flog, schmolzen die Flügel; er fiel mit hartem Fall zu Boden. Seitdem ist es still in mir geworden, und jetzt weiß ich, daß es gut so war, wie es gekommen ist. Für meine Individualität ist ein Leben, wie ich jetzt es führe, das Ersprießlichste, und wenn es mir versagt ist, ein junges aus meinem Blute entsprossenes Geschlecht aufwachsen zu sehen, so habe ich dafür meine Wissenschaft und jeder neue Himmelskörper, den ich entdecke, jede neue Erkenntniß, die ich gewinne, ist ein Kind meines Geistes, an dem ich mehr Freude habe, als ich vielleicht an leiblichen Kindern haben könnte und haben würde. Deshalb aber fordere ich Sie nicht auf meinen Beispiele zu folgen, Weltheim! Ihre Natur ist eine andere als die meine; Sie bedürfen eines häuslichen Glückes, liebender Gemeinschaft; aber suchen Sie dieses Glück nicht in einem Kreise, den Sie sich nicht aufzuschließen vermögen, sondern da, wo Sie vertrautes Denken und Fühlen wissen, in Ihrem Vaterlande. Sonst ginge es Ihnen doch so, wie Ihrem alten Freunde, und Sie sähen sich für dieses Leben zu dauernder Einsamkeit verdammt."

„Wie," rief Weltheim überrascht, „auch Sie liebten, Bernard, liebten etwas Unerreichbares?"

Bernard nickte: „Sie sollen meine Liebes- und Leidens-

geschichte seiner Zeit hören. Heute ist es zu spät. Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe. Aus seinem eigenen Innern nur vermag man die Kraft zu schöpfen, die zum Kampfe des Lebens stählt. Gute Nacht, mein Freund!"

„Gute Nacht, ich erinnere Sie bald einmal an Ihr Versprechen."

Zehntes Kapitel.

Am andern Tage, dem Tage des Maifestes duftete es in jedem athenischen Hause von Rosen und Orangenblüthen. Sendet doch Jeder zu diesem Feste der Sitte nach den Freunden eine Blumenspende als letzten Gruß des scheidenden Frühlings. Auch in Fräulein von Fallers Zimmer stand in einer Alabastervase ein prächtiges Rosenbouquet; sie selbst, festlich geschmückt im blauseidenen Kleide, eine weiße Rose im Haar betrachtete die Gabe, die sie eben durch die Hand der kleinen Melitte empfangen hatte, mit sinnender Miene. Aber dieses Sinnen war ein tief Trauriges. Ihre Lippen zuckten und an den gesenkten Wimpern hing eine Thräne. In den Händen hielt sie ein geöffnetes Billet, das den Strauß begleitet hatte. Noch einmal überflogen ihre Augen die Zeilen, welche in französischer Sprache mit eleganter Handschrift geschrieben waren. Sie enthielten eine mit glühenden Worten ausgedrückte Bitte um ein Rendezvous am Abend während

des Festreigends beim Weiher im Garten der Königin. Der Brief war nur mit einer Chiffre unterzeichnet. Wie hatte sonst beim Anblick dieses vertrauten Zeichens das Herz des jungen Mädchens in Seeligkeit, in erwartungsvoller Frende geklopft! Heute bethauten es ihre Thränen in bitterem namenlosem Weh und Schmerz. Verrathen, betrogen um ihre Jugend, ihr Glück, betrogen, so tönte es schmerzlich in ihrem Innern, und doch vermochte sie dem Räuber ihres Friedens nicht einmal zu zürnen, doch fühlte sie es mit qualvoller Pein, sie liebte ihn noch, sie konnte ihn nicht vergessen, nicht ohne ihn leben, und wäre es der Tod, den sie von seinen Lippen küßte. Ach, wäre es nur der Tod! Was hatte sie zu hoffen? Schlimmer als der Tod ist die Schmach, bitterer als Alles das verrätherische Spiel, das ihr das Verhängniß auferlegte. Jeder Beweis der Liebe, von denen, die sie verrieth, war ein Dolchstoß in ihr ach schon an einer Todeswunde blutendes Herz, jedes vertrauende Wort aus dem unschuldsvollen Munde ihrer Schülerin und Freundin eine Anklage vor dem Richterstuhl ihres eigenen Gewissens. Sie hätte sich und der Welt entfliehen mögen; aber wohin? Ihre Heimat, ihre Freunde waren fern, Keiner ahnte ihr Leid, Keiner durfte es ahnen. Sie war verurtheilt zu bleiben, zu dulden, zu leiden. Ihre Seele verlor sich in dunkle Tiefen, krampfhaft zerknitterte ihre Hand das feine Papier:

Könnte ich ihn hassen! Er ist der Dämon meines Lebens, ich weiß es, und doch hält er mich in festen Banden,

lenkt meinen Willen, und ich finde nicht einmal die Kraft mich frei zu machen!"

Melitte stand während dessen am Fenster und beobachtete neugierigen Auges den Kampf zweier Hähne auf dem Hofe, die mit gespreizten Flügeln und hochstehendem Kamme auf einander losgingen. Zuweilen wandte sie sich und warf einen fragenden Blick auf die noch immer in brütendes Sinnen Versunkene. Endlich wurde ihr die Zeit doch zu lang, sie glaubte sich vergessen, und trat mit bittendem Ausdrucke näher.

Fräulein von Faller hörte ihre Schritte und fuhr erschreckt zusammen:

„Melitte, Du noch hier?"

„Ja, Herrin, der Sylonas, der mir Brief und Blumen für Euch gab, versprach, Ihr würdet mir ein hübsches Geschenk machen, wenn ich Euch das heimlich, ohne daß Jemand es sähe, zustellen könnte."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um des Fräuleins Lippen.

„Ja, ja, ich vergaß! Du verdienst eine Belohnung für Deine jugendliche Schlauheit, Du echtes Kind Deines Volkes, das seine Seele hingiebt für ein Paar bunte Fezzen, für Geld und Geldeswerth."

Melitte verstand nicht den bitteren Spott; ihre Blicke hingen lüstern an einem buntseidenen Tuche, das ihr aus der von dem Fräulein geöffneten Commode entgegen schimmerte:

„Suche Dir aus, was Dir unter dem Tand dort gefällt!"

Melitte ließ sich das nicht zweimal sagen; hastig griff sie nach dem ersehnten Schatze.

„Wenn ich das Tuch heute zum Maifeste umbinden könnte,“ rief sie erregt und schlug freudig die Hände zusammen „alle Mädchen und Bursche würden mich beneiden. Aber es ist zu kostbar, nicht wahr?“ fügte sie hinzu, und zog die Hand, die sich von Neuem danach ausgestreckt hatte, wieder zurück.

„Kostbar allerdings“ nickte Fräulein von Faller, „aber wenn es Dir so viel Freude macht, nimm es hin; es ist besser in Deinen Händen als in den meinen, die mit solchem Putz doch nichts anzufangen wissen.“

„O, Herrin!“ rief das Mädchen, über das ihr gereichte Tuch zärtlich streichend. „Ihr dürft aber nicht traurig sein, nicht weinen, sonst kann ich mich ja auch nicht so freuen, wie ich möchte.“ Und aufjauchzend fügte sie hinzu:

„Nun kann ich das alte Ding da“ — sie deutete nach ihrem Kopfe, um den wie damals als sie Weltheim zum Landhause geleitete, ein ziemlich defektes Seidentuch geschlungen war — „fortlegen, und was auch der Großvater sagen mag, jetzt trage ich es nicht mehr.“

Sie ergriff Fräulein von Fallers Hände und drückte wiederholt ihre Lippen auf dieselben.

„Schon gut,“ wehrte diese ab, „geh' jetzt heim und putze Dich. Du wirst doch auch wohl heute mit Deinem Großvater nach Athen gehen!“

„Ja, Herrin! Der Sylonas hat uns eingeladen nach

der Pnix zu kommen, wo er mit seiner Verwandtschaft die Mainacht feiern wird.“

Noch einmal küßte sie des Fräuleins Hand und eilte dann frohlockend mit ihrem Geschenke hinaus. Lange blickte Fräulein von Faller ihr nach: Glückliches Kind, das sich über ein buntes Tuch so von Herzen freuen kann; und man bedauert und beklagt die griechischen Frauen, weil sie nichts lernen, weil sie nichts kennen und begehren, als den Schmuck ihrer Gestalt. Könnte damit doch auch unser Wünschen, unser Begehren befriedigt sein!

Sie seufzte und trat aus Fenster, das über den Hof und die niederen Wirthschaftsgebäude hinweg einen Blick auf die weit sich dehnende Meeresfläche gewährte. Bilder der Vergangenheit stiegen vor ihr auf. Ach, auch sie war einst so harmlos und glücklich gewesen wie die kleine Melitte. Von zärtlichen Eltern erzogen, deren einziges Kind sie war, hatte sie der erste Schmerz berührt, als durch plötzlichen Tod an einer in der österreichischen Hauptstadt wüthenden Epidemie ihr die theuren Versorger geraubt wurden. Sie blieb als mittellose Waise zurück, der das Entbehren um so schwerer wurde, da der Vater als gutbesoldeter Beamter sein Hauswesen in einem bescheidenen Wohlstande gehalten hatte. Die kleinen Ersparnisse, die er hinterließ, genügten höchstens zum Taschengeld für die neunzehnjährige Tochter. Freudig wurde daher von Ida der Vorschlag einer Verwandten angenommen, die mit der Gräfin Pachta aus früherer Zeit bekannt war, als Erzieherin von Comteß Irene nach Athen zu gehen. Nichts

Besseres konnte sich die Waise wünschen, die in der kinderreichen Familie eines wenig begüterten Oheims ein sehr stilles zurückgezogenes Leben führte, und sich ganz beglückt in dem Gedanken fühlte, aus dem engen Kreise hinaus in ein fremdes Land zu gehen, das schon durch seine Geschichte und seine alten Monumente so viele Anziehung auf alle Gebildeten ausübt. Voller Hoffnungen und glücklicher Zukunftsträume durchschiffte sie das Meer. Die Gräfin empfing sie freundlich, die zwölfjährige Irene schloß sich ihr mit der Innigkeit an, die dem einsamen Kinde, das in seiner Lehrerin zugleich eine um wenige Jahre ältere Genossin fand, zu erwarten war. Ida's schönste Träume schienen also erfüllt. In einer herrlichen Natur, von Reichthum und Fülle umgeben, mit den höchsten Kreisen in Berührung kommend, im Hause selbst mit Achtung und Auszeichnung behandelt, kam sie sich oft wie eine Märchenprinzessin vor, der alle Wunder der Welt sich erschließen müßten. Hatte das Glück sie übermüthig gemacht, daß sie nun auch glaubte, ihre Hand nach einer wirklichen Fürstenkrone ausstrecken zu können. Vor zwei Jahren etwa war Fürst Kleon Apaturios aus Paris nach Athen gekommen, und ein häufiger Gast im Hause der ihm nahverwandten Gräfin geworden, die ihn mit dem günstigen Vorurtheil und dem starken Familiengefühl empfing, das den Griecheueigen ist. Er war der letzte des Stammes, dem sie selbst entsprossen, und für sie das Haupt der Familie, deren Interessen allen andern vorausgingen. Daß er in wenig geordneten Verhältnissen lebte, und seine Güter in Bul-

garien stark verschuldet waren, fand sie erklärlich. Sie wußte, ihr Großonkel der Vater von Kleon, hatte von seinem Vermögen viel für die Befreiung des Vaterlandes geopfert. Wie verschwenderisch der Sohn in Paris gelebt hatte, war ihr unbekannt, und hätte sie es erfahren, so würde sie auch das durch die Standesrücksichten, die dem Fürsten Apaturios die Entfaltung eines gewissen Luxus auferlegten, entschuldigt haben. Der an die Pariser Vergnügungen gewöhnte Fürst empfand wahrscheinlich anfangs viel Langeweile in dem einer glänzenden Gesellschaft noch gänzlich entbehrenden Athen. Da dünkte ihm die zarte deutsche Schönheit mit den schwärmerischen Augen und dem feingebildeten Geiste anziehend genug, um ihr seine Aufmerksamkeit zu widmen. Doch that er das wohlweislich nur, wenn er sich unbeobachtet wußte, während er in Gegenwart der Gräfin, die junge Erzieherin stets mit der chevaleresken Artigkeit des vornehmen Mannes behandelte. Das unerfahrene Mädchen zu gewinnen, ihr Herz zu erobern, eine Leidenschaft zu entzünden, die in der Heimlichkeit, mit der das Verhältniß umhüllt werden mußte, nur wuchs, das war dem gewandten Frauenkenner nicht schwer. Ida gab sich ganz dem Rausche des Entzückens einer ersten feurigen Neigung hin, die sie in gleichem Feuer erwidert fand. In der That, so viel das Herz dieses durch alle Leidenschaften hindurchgegangenen Mannes noch empfinden konnte, so viel empfand es für dieses sanfte, ihm so ganz ergebene Mädchen. Aber die Stunde kam, wo auch dem unerfahrenen Auge es klar werden mußte, daß

Fürst Kleon Apaturios wohl um das Herz, doch nicht um die Hand der armen Erzieherin sich bewarb. — Da auf einmal war es aus mit der seeligen Vergessenheit, in welche Ida von ihrem Liebesglücke sich hatte einwiegen lassen. Das harmlos heitere Mädchen wandelte sich zum sorgenvollen Weibe, dessen Lebensschiff, das so stolz auf den Wogen der Freude dahin gesegelt war, plötzlich zu scheitern drohte. Was sie gelitten bis zu der Stunde, als ihr die Gräfin das Verlöbniß Irenens mit ihrem Vetter mittheilte, davon erzählten ihre bleichen Wangen, ihre eingefallenen Augen, welchen die im Verborgenen geflossenen Thränen ihren Glanz geraubt hatten. Und dennoch suchte das thörichte Herz der Getäuschten den Frevler, der so gewissenlos mit ihrem Glücke gespielt hatte, zu entschuldigen. Seine Verhältnisse zwingen ihn, sagte sie sich, obwohl doch heimlich immer wieder die Frage sich peinigend ihr aufdrängte: Warum warb er um meine Liebe, da er doch der versprochene Bräutigam Irenens war, warum machte er mich so namenlos elend? Die Antwort auf diese Frage, die für jeden Anderen so einfach gewesen wäre, nämlich, daß er eine Unterhaltung durch dieses Liebesspiel gesucht und gefunden habe, diese Antwort konnte sich die arme Geopferte nicht geben, wollte sie sich nicht den letzten Halt nehmen. War doch die Ueberzeugung von seiner großen, leidenschaftlichen Liebe, um derentwillen er Alles vergessen habe, was ihn von ihr trenne, der einzige Trost für ihr gebrochenes Herz. Und der schlaue Weltmann, wußte sie in diesem Glauben zu erhalten; er spielte

den Schwermüthigen, den Märtyrer, dessen Herz ebenso an geheimem Weh krankte, als das ihre. Nur so konnte er hoffen, seine Macht über das arme Mädchen zu behalten, soweit wenigstens zu behalten, daß sie nicht im Schmerz zur Verrätherin ihres innigen Verhältnisses wurde.

Die Thür des Zimmers öffnete sich leise und Comteß Irene trat herein. Fräulein von Faller wurde noch bleicher. Wie schön sie aussah, bezaubernder als je in der griechischen Nationaltracht, die sie des Festes wegen heut angelegt hatte. Wenn Apaturios sie noch nicht liebte, würde er so vielem Liebreiz lange widerstehen können, im Anblick dieser hehren Schönheit der bleichen Ida nicht nur zu bald vergessen, die er bisher, das lieblichste, herrlichste Geschöpf der Erde genannt hatte?

„Sind Sie fertig, liebe Ida?“ fragte Irene, die, seit sie erwachsen war, ihre Erzieherin mit dem traulichen Eigennamen anredete. Fräulein von Fallers Augen hafteten noch immer an der jungen Griechin. „Ich sah Sie als Erwachsene noch nicht in Ihrer Nationaltracht!“ sagte sie, „Sie sehen sehr schön in derselben aus.“

Fräulein von Faller hatte Recht. Irenens eigenartige Schönheit kam erst in dieser vom modischen Tand nicht verunzierten Kleidung zu vollster Geltung. Wie anmuthig floß der weiße faltige Rock mit dem reich gestickten Saume an den feinen Formen hernieder, wie zierlich sah der Fuß in den goldgestickten Schuhen aus. Die schlanke Taille umschloß ein Gürtel mit prächtigem, edelsteingeschmückten Schlosse. Das goldgestickte rothe Sammet-

jäckchen mit den nur bis zum Ellenbogen reichenden Aermeln ließ den Unterarm frei, den am Handgelenk ein einfacher goldener Reif zierte. Um den weißen Hals waren feine Goldketten geschlungen, während auf die Stirn gleichfalls goldene Münzen von der aus Münzen zusammengefügten Haube fielen, die das blonde Haar bedeckte. Um das edle Antlitz legte sich in weichen Falten das durchsichtige Gewebe des Schleiers, dessen golddurchwirkte Enden über den Rücken hinabwallten, ohne die schönen Flechten zu verhüllen, die unter der Münzenhaube hervorkommend an ihren Enden durch goldenen Quasten zusammen gehalten waren.

„Wie gerne träte ich Ihnen diese Kleidung ab!“ entgegnete Irene auf das Lob ihrer Erzieherin. „Ich hätte etwas darum gegeben, wäre es mir vergönnt worden, von dem Feste fern zu bleiben. Ich liebe es so wenig, mich als Vortänzerin vou einer neugierigen Menge begaffen zu lassen. Aber so ist meine Nation, auf einer Seite ängstliche Beschränkung der weiblichen Freiheit, auf der andern ein Heraustreten an die Oeffentlichkeit, das in Ihrem Deutschland, liebe Ida, gewiß nicht erlaubt wäre.“

„In anderer Weise doch wohl auch!“ meinte Fräulein von Faller. „Ihre Talente in größerem Kreise zu zeigen scheut sich wohl auch die hochgeborenste deutsche Aristokratin nicht.“ —

„Ja, wenn es sich um ein Talent handelte“, schüttelte Irene zweifelnd den Kopf „aber einen Tanz anzuführen, der weder Geschicklichkeit fordert, noch künstlerisch zu nennen ist, hat wahrlich nichts Verlockendes.“

„Es ist Ihr Nationaltanz, Irene, von dem Sie sprechen!" mahnte Fräulein von Faller. — „Was würde die Gräfin sagen, wenn sie Sie hörte."

Sie hätte: „und Ihr Bräutigam" hinzusetzen müssen; aber sie bekam das Wort noch nicht über die Lippen.

Irene verstummte: „Lassen Sie uns gehen," sagte sie dann und schritt der Thüre zu.

Die Gräfin wartete schon im Vestibül auf die jungen Damen. Auch sie war in griechischer Tracht, wie die Tochter, nur war die Farbe des Jäckchens dunkler, der Schmuck, den sie trug, reicher und prächtiger. Der Diener, gleichfalls in stattlichstem Costüme stand am Schlage der mit Blumengewinden geschmückten Equipage. Selbst die Mähnen der Pferde waren mit Blumen und Bändern durchwunden, ein wahrhaft festlich heiterer Anblick, dem das lichte Blau des Himmels noch die rechte Stimmung verlieh. Schon senkte sich die Sonne zu den westlichen Bergen nieder, die von goldigem Schimmer umflossen selber Licht auszustrahlen schienen. Ueber dem Meere lag ein feuriger Glanz, der von Minute zu Minute intensiver wurde.

Rasch flog der gräfliche Wagen dahin. Die Straße von Athen, sonst so einsam und verlassen, war heute festlich belebt. Ueberall sah man frohe Menschen in festlichen Gewändern, das Haupt mit Blumen bekränzt, wie im Monat Anthesterion der Alten, die Bürger in fränkischer Tracht, ihre Frauen in schwerer Seide, den Fez mit der Goldtroddel, das Zeichen der Verheiratheten auf dem

schwarzen, glattgescheitelten Haare. Hier und da klangen die Töne einer Guitarre oder Pfeife und Trommel, zu der sich Tanzende drehten. Auf der Pnix und dem Nymphenhügel schlangen die Männer den nationalen Reigen, an dem die Frauen des Volkes in Athen sich nicht betheiligen. Einer dieser Reigen zog die Aufmerksamkeit der Vorüberfahrenden auf sich, weil er von besonders schön gewachsenen Männern, und einem sehr geschickten Vortänzer ausgeführt wurde. Die weißen Gestalten mit den kurzen flatternden Fustanellen, das lange wallende Haar unbedeckt, gewährten in ihren kräftigen rythmischen Bewegungen, zu denen sie die altüberkommene monotone Weise sangen, ein fesselndes Bild. Die Gräfin ließ den Wagen halten, um das Schauspiel besser genießen zu können. Der Vortänzer, das gewahrend, machte immer künstlichere Sprünge und Wendungen, drehte sich immer rascher unter dem hochgehobenen Arme seines Nebenmannes, bis er zuletzt einen Becher Wein sich reichen ließ, den er während des Drehens leerte und dann hoch in die Luft schleuderte, so daß er nicht weit von der gräflichen Equipage zu Boden fiel. Ein Hoch der Gräfin und ihrer Tochter dargebracht, folgte darauf.

Die Gräfin, die über ihre Volksbeliebtheit stets eine besondere Freude empfand, beorderte ihren Diener, den Leuten zu sagen, sie möchten auf ihre Kosten ein Faß Wein in der Festnacht auflegen; der Diener aber zögerte und flüsterte seiner Herrin geheimnißvoll zu: „Es sind Leute aus Marusi, Herrin, der Kokides mit den Seinen“.

Die Gräfin stutzte: „Welche Keckheit! Die Klephten

wagen sich so ohne Scheu nach Athen, obwohl überall über neue Raubanfälle geklagt wird?" Der Diener zuckte die Achseln: „Man kann ihnen nichts beweisen, Herrin!" Sie gab dem Kutscher Befehl weiter zu fahren, ließ dann aber plötzlich wieder halten. Ihr scharfes Auge hatte unter der dem Tanze zuschauenden Menge den alten Petros mit seinen Enkelkindern entdeckt. Auf einen Wink rief der Diener sie herbei.

„Petros," redete die Gräfin den Alten verweisend an, „ich tadle Euch, daß Ihr die Kinder in die Gesellschaft solcher Leute führt."

Petros entschuldigte sich, er sei der Aufforderung des Sylonas, des Dieners von Kirios Apaturios gefolgt, der ja, wie die Gräfin wohl wisse, ein Vetter des Kokides sei. Die Gräfin wußte das nicht, aber sie durfte dem Verlobten ihrer Tochter in Gegenwart dieser Leute keine Blöße geben.

„Schon gut; das Kind, die Melitte gehört jedenfalls nicht unter die Männer. Still, sittig sollte sie bei den Bürgerfrauen und Mädchen in den Gärten bleiben. Und welchen kostbaren Putz hat das Mädchen? Komm einmal näher Melitte, wo hast Du das schöne Tuch her?"

Die Kleine kam schüchtern, mit niedergeschlagenen Augen näher; sie richtete einen fragenden Blick auf Fräulein von Faller; durfte sie reden, oder sollte sie schweigen?

„Nun! ich will nicht hoffen, daß Ihr es dem Kinde

gekauft habt, Petros? Ihr wißt doch, ich wünsche nicht, daß des Mädchens Putzsucht und Eitelkeit noch mehr gefördert werde."

„Ich kaufte es ihr nicht, Herrin," war des Petros Antwort, „sie hat es geschenkt bekommen."

„Von mir hat Melitte es erhalten!" beugte sich Fräulein von Faller jetzt vom Rücksitz vor, während ihre vorhin so bleichen Wangen sich mit dunklem Roth übergossen. „Sie sah das Tuch bei mir, und fand eine so große Freude daran in dem Gedanken, sich damit zum Maifest schmücken zu können, daß ich mir nicht das Vergnügen versagen mochte, es ihr zu schenken."

Die Gräfin hatte eine zu vornehme Art, um in Gegenwart Anderer die Erzieherin ihrer Tochter zu tadeln. Aber ihre Stirn zog sich in Falten des Mißmuths: „Du hast also wieder trotz meines Verbotes bei dem Fräulein gebettelt!" wandte sie sich noch einmal tadelnd zu dem in Thränen ausbrechenden Mädchen: „Eigentlich solltest Du das Tuch jetzt gleich zurückgeben und zur Strafe ohne Kopftuch heute gehen; aber des Maifestes wegen mag es so hingehen. „Ich behalte mir indessen die Strafe für Deinen Ungehorsam vor."

Damit gab sie dem Kutscher das Zeichen zum Weiterfahren. Es hatten sich schon zu der Szene um den Wagen mehrere Neugierige versammelt, unter diesen auch einige der Tänzer von der Pnix, die vorhin so jubelnd der Gräfin ein „Hoch" zugerufen hatten, und jetzt, als sie davon fuhr, nicht einmal den Fez mehr rückten. Ja, Einer

ballte sogar die Faust hinter ihr und rief dem alten Petros, der sich verdrießlich in den Haaren kraute, grollend zu: „Also unsere Gesellschaft ist nicht gut genug für Euch, Petros? — nun, so ist die Eure auch nicht gut genug für uns, Ihr Frauendiener und Schleppenträger!"

Petros fuhr zornig auf: „Warte, die Schmähungen sollst Du nicht ungestraft gesagt haben." Er wollte sich auf den Beleidiger werfen, da kam aber Sylonas und der vorherige Vortänzer Kokides hinzu und Beide legten sich besänftigend ins Mittel.

„Willst Du uns Alle in Unannehmlichkeiten stürzen und das ganze Fest verderben?" rief dem zornigen Gesellen der stattliche Kokides befehlend zu: „Ruhe, sage ich, und Ordnung, sonst hast Du es mit mir zu thun."

„Und ich stehe für nichts mehr," fügte der kleine schlau blickende Sylonas hinzu: „Mühe genug hat es gekostet, daß ich meinen Herrn dazu bewog, mir die Erlaubniß zu geben, mit Euch das Fest zu feiern, und von seinem Weine ein Faß Euch aufzulegen. Wollt Ihr so dem freundlichen Herrn danken?"

„Nun, umsonst thuts der Herr doch wohl auch nicht!" brummte der noch immer Erregte. „Wir kennen das schon; erst wird geschmeichelt und dann die Hand an die Kehle gelegt und gefordert: so oder so, Du thust das, oder ich bringe Dich an den Galgen."

„Wirst Du schweigen!" donnerte jetzt, selbst in Zorn gerathend, Kokides dem bösen Schwätzer zu. „Noch ein Wort und Du bist aus der Familie gestoßen!"

Das wirkte. Das Familienband, das in Griechenland im ausgedehntesten Maaße die entferntesten Glieder, ja häufig den Vornehmsten mit dem Geringsten verbindet, ist in einem Lande, wo Alles von Protektion abhängt, oft der einzige Halt für den Einzelnen, seine einzige Stütze in bedenklichen Lagen.

Der Wagen der Gräfin hatte indessen Athen beinahe erreicht.

„Ich verstehe wohl Ihre Herzensgüte, Fräulein von Faller," wandte sich die Gräfin zu der bleich im Wagen Lehnenden mit leisem Vorwurf, „aber ich möchte Sie doch in künftigen Fällen zu bedenken bitten, daß all' zu große Güte oft verdirbt, was die nothwendige Strenge heilbringendes gewirkt hat."

Fräulein von Faller antwortete nicht, ihre Wangen aber verloren noch mehr an Farbe.

„Mein Gott, sind Sie unwohl, liebe Ida?" fragte Irene besorgt, ihrer Erzieherin zitternde Hände fassend.

„O nein, es ist nichts, die Aufregung und Hitze", suchte diese die Theilnahme abzuwehren. Auch die Gräfin schien besorgt.

„Sie sehen schon lange angegriffen aus, die feuchte Meeresluft bekommt Ihnen nicht. Wir werden an einen Wechsel des Aufenthaltes für Sie denken müssen."

Fräulein von Faller hatte keine Aufmerksamkeit mehr für diese zarte Sorge, mit der die Gräfin das Unangenehme des Zwischenfalles mit Melitte auszulöschen suchte. Ihre Seele flog dem Reiter entgegen, der jetzt auf feurigem Goldfuchs grüßend an den Wagen ritt. Es war ein

schöner Mann, den die kostbare Nationaltracht ungemein gut kleidete. Die violette Sammetjacke war reich gestickt, ebenso wie die gleichfarbigen bis zum Knie reichenden Gamaschen. Das weiße Hemde von Batist, dessen Aermel am Handgelenk sich schloßen, zierten echte venetianische Spitzen. Im juwelenbesetzten Gürtel trug er in violetter Sammetscheide einen Dolch mit goldenem, reich ciselirtem Griff. Schon von Weitem hatte er seinen Fez grüßend abgenommen und neigte sich jetzt erfurchtsvoll vor den Damen.

„Vetter Kleon!" begrüßte ihn die Gräfin freundlich, obwohl eine kleine Wolke auf ihrer Stirn lag. Sie tadelte es, daß der Fürst einen Mann aus der berüchtigsten Klephtenfamilie in seinen Diensten habe. Der Fürst bemerkte diese Wolke sofort und ritt sogleich an der Gräfin Seite.

„Haben Sie eine Unannehmlichkeit gehabt, Cousine?" fragte er in französischer Sprache, welche die Dienerschaft nicht verstand und neigte sich mit theilnahmsvoller Miene zu ihr.

„Wir fuhren an der Pnix vorbei," entgegnete die Gräfin ebenso, „die Klephten aus Marusi tanzten dort und mit ihnen, so sagte man mir, sei Ihr Diener Sylonas, ja, man nannte ihn sogar einen Verwandten des Kokides.

Ueber des Fürsten Stirn flog eine vorübergehende Röthe.

„Sie haben Recht gehört, Cousine," antwortete er. „Ich habe diese Thatsache aber erst erfahren, als der Bursche lange in meinen Diensten war und sich schon bewährt hatte."

„Sie sollten ihn gleichwohl sobald als möglich entlassen. Die Vornehmheit legt Pflichten auf, lieber Kleon. Sie dürfen nicht wie ein einfacher Bürger in solchem Falle die Augen zudrücken in übel angebrachter Nachsicht.“

Fürst Apaturios biß sich auf die Lippen. Er bog sich zurück, mit flammendem Blicke suchte er das Auge Fräulein von Faller's, dann wandte er sich mit galantem Wort zu Irenen:

„Unser griechisches Nationalcostüm ist wie gemacht für Ihre Schönheit, Sie dürfen nie anders gekleidet gehen, wenn Sie meine Frau sind.“

Irene schlug erbleichend die Augen nieder: „Seine Frau!“ dieses Wort durchzuckte sie wie mit jähem Schmerz. Das Gefühl der Entwürdigung, die ihr durch den Zwang der Ehe mit einem ungeliebten Manne auferlegt wurde, stieg immer unabweislicher in ihr auf. Freilich früher waren ihr diese Gedanken nicht gekommen, oder doch nicht mit solcher klaren Erkenntniß, wie jetzt, seit ihr Geist sich an dem des deutschen Gelehrten zu bilden begonnen. „Weltheim!“ Ein Zittern durchflog ihren Körper: Was mußte er von ihr denken, der so streng die Wahrheit des Denkens und Handelns beurtheilte, daß sie widerstandslos vor dem Altar eine Liebe geloben wollte, die sie nicht empfand? Wäre das nicht eine Lüge vor Gott? Wurde dadurch nicht ihr ganzes Leben zur Lüge? Zur Lüge, die, wie er erst kürzlich geäußert hatte, die ganze sittliche Entwickelung des Menschen zu einer unwahren mache.

Der Fürst, der vergeblich einer Erwiderung auf das

seiner Braut gemachte Compliment harrte, warf unmuthig den Kopf zurück. Er gab dem Kutscher ein Zeichen rascher zu fahren und gleich darauf hielt der Wagen vor der Rampe des königlichen Schlosses.

Elftes Kapitel.

Nichts Schöneres kann man sich denken, als die Lage des königlichen Schlosses zu Athen inmitten seiner herrlichen Gärten, den Hymettos als Hintergrund, den Lykabettos und die Akropolis als riesige Wächter zur Seite. Die Front der Hermesstraße zugekehrt, die Athen von West nach Ost durchschneidet, ragt es über einen grünen Platz empor, in dem Boskets von Orangen und Oleander süße Düfte in die Luft hauchen, hohe Palmen ihre gefiederten Blätter wiegen, und die Blüthen der Aloe kerzenartig aufsteigen. Alle diese grüne Pracht ist ein Werk der Königin Amalie; denn öde und baumlos war das unter türkischer Herrschaft zu einem Dorfe herabgesunkene Athen, als das vom griechischen Volke gewählte deutsche Herrscherpaar dort einzog. Der dankbare Boden, die Kraft der südlichen Vegetation kamen den Absichten der Königin zu Gute. Unter den geschickten Händen eines deutschen Gärtners wandelte sich bald der weite Platz, der zwischen dem Schloße und den Resten des Olympischen Zeus-Tempels lag, derselbe Boden, der einst die prächtige

Stadt des Hadrian getragen, zu einem schattigen Zauberhaine mit Weihern und Springbrunnen um, in dem sich die ganze Schönheit der exotischen Pflanzenwelt entfaltete. Noch heute heißt dieser Garten im Volksmunde: der Garten der Königin Amalie, und wahrlich, kein besseres Denkmal für die Nachwelt konnte die hohe Frau sich setzen, als diese mit eben so feinem Kunstsinn als Pietät für das Gewesene ausgeführte Anlage, in der kostbare, durch ihren Gärtner aufgedeckte Mosaiken römischer Bäder in sicherer Umzäunung gegen Verfall geschützt, werthvolle Bruchstücke in malerischer Anordnung in grünüberdachten Plätzen stehen, und überall dem entzückten Auge durch die Zweige der Bäume freie Blicke sich öffnen auf die gewaltigen Marmorsäulen des Olympions, das nahe Marmorthor des Hadrian, und den Burgfelsen mit seinen Tempeln. Wohl nirgends in der Welt findet sich ein solcher Platz wieder, welcher mit dem Zauber südlicher Vegetation den Ernst historischer Erinnerung so sinnig vereint.

Zum Maifeste war dieser herrliche Garten noch besonders festlich geschmückt. Auf der Terrasse vor der Südfront, die ein mit goldgelben Früchten bedeckter Orangenhain einschließt, waren bequeme Sitzplätze hergerichtet. Der breiten Marmortreppe gegenüber, die herab zu einem von Blumenrabatten umgebenen Rasenparterre führt, erhob sich eine Estrade für die hohen und höchsten Herrschaften. Inmitten dieses Rasenparterres, der Stolz des deutschen Gärtners, denn auf diesem heißen Boden verdorrt das Gras und nur die sorgsamste Pflege vermag es zu erhalten,

sprudelt ein Springbrunnen, über den schlanken Palmen, deren Stämme von rothblühendem Caktus umzogen sind, ihre gefiederten Blätter breiten. Auch hier waren rings in den umschließenden Boskets die lauschigsten Plätzchen hergestellt; die langen Laubengänge, deren Dach die gelb und goldig schimmernde Prairierose bildet, schimmerten im magischen Schein zahlloser buntfarbiger Lampion's. Um das tiefer liegende römische Bad brannten hochstehende Flambeaus, phantastische Lichtreflexe auf die Figuren und den Ornamentschmuck des Bodens werfend, auf welchem üppige Römer einst die erschlafften Glieder neu gestärkt hatten. Nur nach Süden zu war der Garten dunkel, jenseits der Aloehecke auf dem freien Platze vor dem Olympion feierte das Volk das Maifest, theils in den Cafenions bei Kaffee und einer Wasserpfeife, theils unten in den auf der alten Ilyssusinsel, dem früheren Heiligthum der Göttin Artemis, errichteten Theatern, wo es sich an den Produktionen von Sängern und Citherspielern ergötzte. In einer dieser hölzernen, den stolzen Namen Theater führenden Buden ließ sich an diesem hohen Festtage eine armenische Sängerin hören, deren Leistungen allerdings merkwürdig genug waren, um eine andächtige Zuhörerzahl herbeizulocken. In lange Schleier gehüllt, auf einem von wenigen Lampen nur matt erleuchteten Podium stehend, entwickelte sie die Scala in Trillern auf- und niedersteigend eine Kehlfertigkeit, die wahrhaft erstaunlich, wenn auch für ein musikalisch gebildetes Ohr kaum erträglich war. Auch Bernard und Weltheim fanden sich unter der dieser

Kunstleistung lauschenden Menge. Obwohl zum Feste des Königs geladen, hatte Bernard dem wenig festlich gestimmten Freunde den Vorschlag gemacht, zuvor noch die Volksbelustigungen dieses Tages sich anzusehen. Weltheim aber fühlte sich bald von dem Lärm ermüdet und zog daher den Professor wieder fort aus der die Theaterbude umlagernden Menge, um in frischerer Luft Erquickung zu athmen. Ueber das verschüttete Stadion hinweg, stiegen die Freunde durch die alten Gewölbe der Thierbehälter nach dem Hochplateau, aus dem in ihrer ganzen großartigen Oede die graue Marmormasse des Hymettos sich erhob. Weltheim zog mit langen Zügen die kühle Nachtluft ein, der Druck, den er inmitten der froh jubelnden Menschen empfunden hatte, löste sich hier in der Einsamkeit, in der selbst die Erinnerungen an die Vergangeuheit in den Schatten des Abends sich verloren.

Bernard mahnte zur Rückkehr; schon strahlte der königliche Garten in seinem vollen Lichtglanze, und auch auf dem Akropolisfelsen flammte es auf. Zwischen den längs der Mauer brennenden Theertonnen, blitzten bengalische Feuer auf, stiegen Raketen in die Luft, mit buntem Farbenspiel die weißen Tempelruinen übergießend. Die Wirkung war indessen nicht die von Weltheim erwartete. Das großartige Trümmerfeld der Burg schien ihm nicht geeignet für solch' phantastisches Spiel. Bernard stimmte ihm bei: „Sie haben ganz recht; mit solchen Ruinen sollte man keinen Scherz treiben. Erst kürzlich gab ein enthusiastischer Engländer uns ein warnendes Beispiel,

daß selbst die größeste Bewunderung des classischen Alterthums nicht vor Geschmacklosigkeiten zu schützen vermag. Er veranstaltete, um seiner Begeisterung Ausdruck zu geben, ein Fest auf der Burg, und überraschte seine Gäste, zu denen auch ich zählte, durch die Erscheinung des Perikles und der Aspasia, des Sophokles und Phidias, die als lebendes Bild in bengalischer Beleuchtung auf dem Marmorboden des Parthenon sich zeigten. Statt die Stimmung zu erhöhen, drückte dieser Mummenschanz sie nur nieder, und jeder verließ den Felsen mit dem Gefühl, daß eine Entweihung geschehen sei. In diese dachlosen Tempelräume dürfen nur die Gestirne des Himmels blicken, Sonne, Mond und Sterne, die verstehen es, Effekte zu erzielen und die Trümer mit neuem Leben zu umkleiden. — Jeder Sonnenuntergang erzeugt Wunder der Beleuchtung und nun erst der Mond! Sie sind noch nicht bei Vollmondschein oben gewesen, der letzte Vollmond brachte zu viel Sturm. Aber das nächste Mal versäumen wir es nicht, ein solcher Anblick muß selbst den größesten Hypochonder gesund machen."

Die Herren waren unterdessen wieder an ihrer Wohnung angelangt.

„Ich gebe Ihnen heute nur sehr kurze Zeit zur Toilette, Weltheim," scherzte Bernard, „denn wir kommen so schon später, als es die Schicklichkeit eigentlich erlaubt."

In der That war die Gesellschaft schon beinahe vollständig versammelt, als die beiden Freunde den Festplatz des königlichen Gartens betraten. Dennoch kamen sie noch

gerade zur Zeit, da das Königspaar jetzt erst mit dem Hofstaat auf der Estrade erschien, um die Cour der Eingeladenen entgegenzunehmen. Der Hofmarschall, ein vornehmer Grieche, wie alle seine Landsleute in der kleidsamen Nationaltracht, ordnete die bei den Majestäten Vorbeipassirenden gewissenhaft nach Rang und Würden. Auch das Königspaar war in der Landestracht; umgeben von den vornehmsten Damen und Herren der Hauptstadt, in ihren goldblitzenden, farbenprächtigen Gewändern, von hohen Kandelabern beleuchtet, boten sie ein glänzend phantastisches Bild, das in seiner Eigenartigkeit besonders auf die Fremden einen unauslöschlichen Eindruck machen mußte.

Zu den ersten, die vor den Stufen des Thronsitzes sich neigten, zählte das neue Brautpaar. Ein Gemurmel der Bewunderung ging durch die Reihen der in achtungsvoller Ferne gruppirten Menge. Wie schön sie Beide waren, der dunkle, feurig blickende Mann und die anmuthige Jungfrau, deren zarte Wangen beim Scheine des Lichtes von durchsichtiger Blässe erschienen. Die Königin sprach lange und freundlich zu Irene, während König Otto einige Beglückwünschungsworte mit dem ihm sonst nicht sympathischen Fürsten wechselte.

Endlich kam auch die Reihe an die beiden Deutschen, die in ihrem unschönen schwarzen Gesellschaftsanzuge sich wie häßliche Raben unter einer Schaar farbenprächtiger Pfauen vorkamen. Die Majestäten sprachen sehr freundlich mit den von ihnen hochgehaltenen Gelehrten. Be-

sonders Bernard hatte den Vorzug, ein häufiger und begehrter Gast am Hofe Athens zu sein, und oft schon war König Otto bei dem berühmten Astronomen auf der Sternwarte gewesen, um sich dort von ihm die Wunder des Himmels erklären zu lassen. Auch heute fragte er gleich nach den wissenschaftlichen Arbeiten des Professors, während die Königin sich zu Weltheim wandte, der von Neuem den Eindruck von den großen Vorzügen der hohen Frau empfing, die wie wenige ihres Geschlechtes einen starken Verstand und festen Willen mit der hoheitsvollen Würde der Königin und der liebenswürdigen Anmuth des Weibes zu verbinden verstand.

„Ich hörte zu meinem Bedauern," sagte die Königin, „daß das Klima Ihnen nicht ganz zuträglich ist." Sie neigte sich mit anmuthigem Lächeln zu der Baronin Lichtenhein, die hinter dem Stuhl der Königin ziemlich verborgen stand, ganz in Weiß gekleidet, als wolle sie, da den Fremden griechische Tracht anzulegen nicht vergönnt worden, den Gegensatz durch völlige Farblosigkeit betonen. Auf Weltheims dankende Erwiderung, daß das Unwohlsein nur ein Vorübergehendes gewesen sei, setzte die Königin freundlich hinzu: „In diesem Falle darf ich wohl einem langgehegten Wunsche Ausdruck geben. Mein prinzlicher Vetter, der seinen Jugendgespielen mir sehr warm empfohlen hat, schrieb mir zugleich, daß ich keinen besseren Führer in die Geheimnisse der versunkenen griechischen Welt finden könne, als Herrn Doktor Weltheim, der, obwohl kein Archäologe von Fach, doch ein Verständniß für

das Alterthum habe wie Wenige. Voll egoistischer Freude dachte ich sogleich daran, daß ich gerade jetzt eines feinsinnigen, alterthumskundigen Rathgebers bedurfe, der mir in einer mich sehr beschäftigenden Angelegenheit beistehen könne. Darf ich Sie in den nächsten Tagen um Ihre Begleitung auf die Akropolis bitten?" Weltheim drückte seine Freude über diesen ihn hochehrenden Wunsch der hohen Frau aus; dann war er mit einem gnädigen Winke der Hand entlassen.

Nach beendeter Cour begann das Concert, von einem deutschen Musikchor ausgeführt, da die Griechen durchaus talentlos für Musik sind. Die Bewegung wurde eine freiere, man promenirte und unterhielt sich zwanglos in den ausgedehnten Anlagen des Gartens.

„Sie müssen der Gräfin und dem Brautpaare Ihre Glückwünsche darbringen!" raunte Bernard seinem Freunde ins Ohr, der auf einer Ruhebank dem wogenden Treiben zuschaute. „Es muß sein," setzte er hinzu: „also Muth! Im Zusammennehmen seiner Kraft in schweren Momenten zeigt sich der Mann!"

Weltheim folgte schweigend dem ihn rasch mit sich Ziehenden. Auch der Hof hatte die Estrade verlassen, die Königin schritt am Arme ihres Gemahls, durch die Reihen der Gäste hin, hier und da einige Worte mit diesem oder jenem ihr näher Stehenden wechselnd. Auf dem freien Platze oberhalb der großen Treppe, wo man über den Heckengang fort, die jetzt von bengalischem Feuer roth leuchtenden Säulen des Olympions sehen konnte, stand die

Gräfin mit dem Brautpaare und der Erzieherin, die dargebrachten Glückwünsche der sich um sie Drängenden huldvoll annehmend. Bei der Annährung der beiden Freunde faßte sie des Fürsten Hand und sagte in entschuldigendem Tone zu Weltheim: „Ich bedaure, Herr Doktor, daß ich die Vorstellung erst hier vornehmen kann; aber die lange Abwesenheit meines Vetters hat ein früheres Zusammentreffen in meinem Hause verhindert."

Weltheim sprach einige der Situation entsprechende Worte. Innerlich fühlte er sich namenlos elend. Scheu blickte er zu Irene auf; er wollte auch ihr die üblichen Beglückwünschungsworte sagen; aber sie erstarben auf seinen Lippen, die Stimme versagte ihm. Empfand sie dasselbe wie er, zitterte auch durch ihre Seele das bange Weh einer aufkeimenden Liebe? Ihre Augen trafen sich einen Moment, im Strahle des Verständnisses. Ueber Irenens Antlitz breitete sich eine tiefe Blässe, Weltheims Herz aber klopfte hoch auf in berauschender, jeden andern Gedanken erstickender Wonne: sie liebt mich!

Die Gräfin hatte mit fest aufeinander gepreßten Lippen, Apaturios mit spöttischem Lächeln die Scene beobachtet. Auf diesen deutschen Träumer eifersüchtig zu sein, er der schöne Fürst Kleon Apaturios, das wäre lächerlich!

Mit leichter Ironie wandte er sich daher zu seiner Braut: „Sie scheinen Ihren Lehrer ganz bezaubert zu haben, Irene. Das nimmt mich indessen durchaus nicht Wunder. Selbst ein deutscher Gelehrter hat Augen, wo es gilt, die Schönheit zu erkennen und zu bewundern."

Irene fand keine Erwiderung; mit einem stolzen Aufwerfen des Kopfes, das sie im Ausdruck ihrer Mutter sehr ähnlich machte, ging sie anderen Glückwünschenden entgegen, ohne ihrem Verlobten noch einen Blick oder ein Wort zu gönnen.

In dem Halbdunkel des Heckenganges wandelten unterdessen Bernard und Weltheim auf und ab. Bernard tadelte des Freundes Unvorsichtigkeit, wenn auch mit milden, nur zur Beruhigung seiner aufgeregten Gefühle bestimmten Worten:

„Sie hatten wieder einmal vergessen," so schloß er, „daß wir nicht in Deutschland, sondern in Griechenland weilen, wo der Verkehr der beiden Geschlechter ein sehr eng begränzter ist."

Weltheim schritt wie im Traume hin, er hörte kaum, was Bernard sagte. Ihm schwebten immer noch die dunkeln Augen Irenens vor, mit dem klagend-süßen verheißungsvollen Blicke! Offenbar war es ihm geworden in diesem einen Momente; sie gehörten einander. Und was auch die Zukunft bringen mochte, dieses beseeligende Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit, inneren Verständnisses konnte ihm Niemand mehr rauben; es war sein Glück, seine Perle, sein Gut, das ihm nur mit dem Leben zugleich entrissen werden konnte.

Der junge deutsche Gelehrte, bei dem noch keine Frau bisher die Wissenschaft zu verdrängen vermocht hatte, war plötzlich von einem Rausche erfaßt, der jedes Bedenken, jede Furcht, ja, die Vernunft fast verscheuchte.

„Haben Sie Geduld mit mir, Bernard," sagte er, des Freundes Hand leicht drückend: „Ich habe nie geglaubt, daß ich etwas vom Poeten in mir hätte; jetzt aber weiß ich, daß ich einer bin, ein Träumer, den erst die rauhe Wirklichkeit, vielleicht recht grausam, wecken wird."

Seufzend mit dem Ausdruck ernster Sorge in den Zügen schritt Bernard dem Festplatze zu, wo er sich sogleich von Bekannten umringt fand. Auch zu dem einsamen Wanderer im Heckengange gesellte sich bald in dem jungen Attaché ein nicht abzuweisender Begleiter.

„Lassen Sie mich auf diesem fremden Boden ein wenig Ihr Führer sein," redete er Weltheim an: „Man fühlt sich wirklich ganz vereinsamt hier unter all' diesen Fustanellen und Fez bedeckten Häuptern. Noch nie ist mir unsere moderne Tracht so lächerlich vorgekommen, als hier; selbst die Damen: Sehen Sie nur, wie langweilig und einförmig die schleppenden Seidenroben, die mit Falbeln und Rüschen besetzten Kleider, neben der griechischen Pracht aussehen, — hier geschmacklose Ueberladung, dort nobele Einfachheit, entzückende Natur. Finden Sie nicht auch, lieber Doktor, man muß sein Herz hier krampfhaft festhalten, um es nicht an eines dieser verführerischen Weiber zu verlieren, die schön aber auch seelenlos wie Nixen sind?"

„Sie urtheilen zu hart," entgegnete Weltheim „manche schöne Seele mag unbemerkt in ihrer reizenden Hülle vergehen und sterben, weil keine treue Liebe sie aufgeweckt hat."

„Sie sprechen wie ein Dichter, ich wie ein Diplomat. Ich glaube nicht so sehr an die schönen Seelen der Frauen,

selbst nicht in unserm Deutschland, viel weniger noch hier. — Doch siehe da!" unterbrach er sich, Weltheim vorwärts ziehend: „dort kommt ja der junge Santros, dessen Brautwerbungsgeschichte uns gestern so herzlich lachen machte. Soll ich Sie dem jungen Ehepaare vorstellen? denn in der Dame die er am Arme führt, dürfen wir wohl die glückliche Gattin vermuthen, die den griechischen Ehehimmel ihm zu bereiten berufen ist."

Der kleine schmächtige Gelehrte, der etwas wunderlich in seiner Nationaltracht aussah, die zu tragen er lange entwöhnt war, erröthete bis zur Stirne hinauf, als die beiden jungen Deutschen auf ihn zutraten mit der Bitte, sie seiner Gemahlin vorzustellen. Die junge hübsche Frau, deren angenehme Züge nur durch eine bei den Athenischen Frauen häufige breite Kinnbildnng beeinträchtigt wurden, benahm sich noch verlegener als ihr Gatte. Die weibliche Erziehung ist nicht dazu angethan, den Mädchen gesellige Leichtigkeit beizubringen, und so war es auch der jungen Frau Santros unmöglich auf die artige Anrede der Herren eine passende Antwort zu finden. Weltheim fühlte die Pein, die den beiden Eheleuten durch ihre Unterhaltung auferlegt wurde, und suchte abzubrechen.

„Ein kleiner Gimpel," scherzte der Attaché, als sie weitergingen. „Diesem dunkeläugigen Weibchen, das übrigens gar nicht so übel ist, werden Sie doch nicht etwa eine ungeweckte schöne Seele zutrauen?" Er lachte und eilte vorwärts einem nach dem westlichen Theile des Gartens zuströmenden Menschenschwarme nach.

„Ich glaube, die Reigentänze beginnen,“ rief er, da müssen wir uns einen guten Platz zu sichern suchen. So etwas bekommt man nicht zweimal im Leben zu sehen. Die schönsten und vornehmsten Jungfrauen Athens den Reigen schlingend, ein Schauspiel, bei dem das kälteste Blut in Hitze gerathen muß. Ihre Comteß, die übrigens heute bezaubernd aussieht, führt den ersten Reigen an, während Fürst Apaturios als Vortänzer des Männerreigens figurirt. Irgend eine Ueberraschung soll auch noch dabei in Scene gesetzt werden, eine sinnige Huldigung für das Brautpaar.“

So plaudernd waren sie zu einem für den Tanz geebneten Platze gelangt, den bewimpelte uud mit Blumen umwundene Stangen einfaßten, während die ihn umgebenden Bäume, von der Wurzel bis zum Gipfel mit zahllosen kleinen Lampen bedeckt eine strahlende Helle verbreiteten.

Weltheim hätte sich gern losmachen, in die Einsamkeit fliehen mögen. Sollte er Zeuge einer Ovation sein, die ihm, nachdem, was er erfahren hatte, wie ein Possenspiel vorkam, dem Vorurtheil und der Eitelkeit der Griechen von der gütigen Königin, die so gern das Herz ihrer Unterthanen gewinnen wollte, dargebracht. Und doch zog es ihn wieder, das holde Mädchen noch einmal in ihrer vollen Schönheit zu sehen; wer konnte dieselbe besser würdigen, tiefer verehren, als er? Zum längeren Besinnen war indessen auch gar keine Zeit, schon stand er neben dem Attaché, dem seine Bekanntschaft den Weg zu einem

für den Hof und die vornehmsten Gäste reservirten, etwas erhöhten und mit Sitzen versehenen Raume gewährte, inmitten einer Anzahl Fremder, die mit ihnen diesen Vorzug theilten. In einiger Entfernung bemerkte Weltheim die Königin, hinter deren Stuhl der König stand.

„Nicht wahr, eine herrliche Frau, die Königin Amalie!“ wandte sich ein dem Attaché befreundeter Deutscher zu diesem. „An Noblesse der Erscheinung kommt ihr in ganz Athen nur noch die Gräfin Pachta gleich. Ja, wenn alle vornehmen Griechen dieser Frau ähnlich wären! So aber —“. Er neigte sich näher zu des Attaché's Ohr und setzte leiser hinzu: „Dieser Fürst Apaturios, wie die Edelsteine an ihm funkeln, und doch ist dieser Glanz nur ein geborgter, wie sein Fürstentitel!“

Der Attaché stutzte. „Nun ja,“ fuhr der Andere fort: „Wissen Sie denn nicht, daß die Griechen in ihrer Verfassung alle Titel abgeschafft haben? Sobald er sich als griechischer Unterthan betrachtet, darf er den Fürstentitel nicht mehr führen. Hören Sie je einen Griechen ihn anders als Kirios Apaturios nennen? Ich war übrigens gleichzeitig mit ihm in Paris, wo der schöne bulgarische Fürst durch seinen Luxus und seine Verschwendung Aufsehen erregte. Man sagte ihm nach, daß er viele weibliche Herzen gebrochen habe, von mancher Schönheit der Demimonde dafür aber auch stark ausgebeutet sei. Ist es da ein Wunder, wenn es ihm jetzt knapp geht, und er bis über die Ohren in Schulden steckt? Nun, die Heirath wird ja Alles wieder ausgleichen.“

Weltheim übergoß es bald mit Hitze, bald mit Eiseskälte. Was mußte er schweigend mit anhören, ohne den Arm erheben zu dürfen, das theure Leben zu schützen, Irenen mehr wie das Glück, das Bewußtsein ihres Werthes zu wahren, das an der Seite eines solchen Mannes in einem Lande, wo weder Gesetz noch öffentliche Meinung für das Recht der Frau eintreten, ihr verloren gehen mußte.

„Weiß die Gräfin Pachta um die Vergangenheit ihres Schwiegersohnes?“ fragte der Attaché, sich zu Weltheim wendend.

„Ich hoffe, sie weiß es nicht!“ war die rasche Entgegnung.

„Aber sie könnte es jedenfalls wissen!“ fiel der erste Herr ein. „Ich vermuthe daher, daß sie nichts wissen will.“

„Die Gründe der Gräfin,“ meinte der Attaché dagegen, sind immerhin sehr ehrenhafte. „Auf jeden Fall —“ der Diplomat warf einen raschen Blick auf Weltheim, „thun wir Deutschen gut, uns in die inneren Angelegenheiten der Griechen nicht zu mischen. Der Grieche hängt nun einmal an seinen Vorurtheilen und alten Sitten und daran etwas ändern zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen.“

Weltheim merkte die gut gemeinte Warnung in den Worten des jungen Diplomaten. Hatte er so wenig Gewalt über sich, daß der Erste, Beste in seinem Innern lesen konnte? Er biß die Lippen auf einander, kein Wort

keine Miene sollte mehr verrathen, was in ihm vorging, und doch zuckte seine Seele in Weh' auf, als jetzt der Reigentanz begann, von Irene und Apaturios geführt.

Wie bleich sie aussah, wie rührend traurig, fast Hülfe flehend war der Blick ihrer schwarzen Augen, als sie wie durch magische Gewalt angezogen nach ihm sich wandten?

Gleich einer schillernden Schlange wogte der Reigen der mit verschlungenen Händen tanzenden Jungfrauen auf und nieder. Melancholisch und ernst klang die dazu gesungene monotone Weise, die einst auch zu dem Reigen, der um den Altar der Götter geschlungen wurde, geklungen haben mag. Weltheim flimmerte es vor den Augen, schwirrte es vor den Ohren. Er hätte fort eilen mögen aus dem ihn beengenden Kreise, und doch fühlte er die Unmöglichkeit. Das schönste, überraschendste Schauspiel stand ja noch bevor, heftiger drängten die zurück Stehenden nach Vorn. Jetzt näherte sich der Reigen der Männer dem der Frauen; ein Paar löste sich von den Andern ab: Apaturios und Irene! — Einige Schritte machten sie vorwärts, da leuchtete es unter einer dunkeln Piniengruppe auf; ein antiker Altar wurde sichtbar, an dem eine weißgekleidete Priesterin stand. Sie winkte dem Brautpaare näher zu treten, nahm zwei Rosenkränze, die ein kleiner geflügelter Knabe, Köcher und Bogen auf dem Rücken tragend, ihr reichte, und kränzte mit denselben Braut und Bräutigam. Wie durch Zauber war das Bild erschienen, wie durch Zauber verschwand es wieder. „Wie sinnig?"

hörte Weltheim um sich flüstern. „Ein wahrhaft genialer Gedanke der Königin Amalie. Aphrodite erscheint wieder in den einst ihr geheiligten Gärten, um die Neuverlobten zu grüßen. Eine feinere Huldigung konnte wohl nicht dargebracht werden."

„Und wie reizend die Göttin aussah. Es war die schöne Tochter des Ministers."

Weltheim litt es nicht mehr auf seinem Platze. Er nutzte eine sich öffnende Lücke, und eilte hinaus, fort von den heitern lachenden Menschen, in das Dunkel der Bäume, wo Keiner auf seinen bleichen Zügen lesen konnte, was tief erschütternd in seinem Innern kämpfte, wo Keiner ihm Worte der Warnung zuflüstern durfte. Ach, er selbst war ja der härteste Richter seiner Empfindungen! „Thor, warum hast Du Dich Hoffnungen hingegeben, die Deinen Lebensweg verwirren, die Dich elend machen werden, ja Dich schon elend gemacht haben!"

Ohne zu wissen, wie er dahin gekommen, sah Weltheim sich plötzlich vor einem stillen Weiher stehen, der abseits vom Festplatze, in grünem Versteck von Lorbeer und Myrthen, Platanen und Pappeln lag. Wie schlafumfangen blickte das klare Wasser, auf dem die geschlossenen Kelchblüthen des Lotos ruhten, und die hoch am Himmel stehende Mondsichel sich zitternd spiegelte. Von den Wipfeln der Bäume hingen schwankende Rosengewinde, deren im Nachthauche entflatternden Blüthen ein wonniger Duft entströmte. Ruhe und Frieden ringsum, nur die arme Menschenseele bangte und zagte und litt unter den

Hoffnungen und Zweifeln einer ersten überwältigenden Leidenschaft.

Erschöpft sank Weltheim auf eine Ruhebank. Selbst dieser zaubervolle Anblick erregte nur noch mehr seinen Schmerz. So viel Wunder der Natur in diesem Lande, und so viel menschlicher Jammer. Warum überall dieser Zwiespalt auf Erden? Warum wallen nicht auf diesem herrlichen Boden reine, vorurtheilslose Menschen, warum muß auch hier Habsucht und Verrath, Lüge und Treulosigkeit regieren?

Da klang es erst leise, dann süß und vernehmlich aus dem Gebüsch. Der Nachtigall schmelzendes Lied legte sich besänftigend auf das gequälte Herz. Was rechtete er mit dem Schöpfer? Hatte er kurz vorher nicht erst aufgejubelt in seeliger Freude, als er einen Strahl des Verständnisses in des geliebten Mädchens Augen zu erkennen geglaubt hatte? Und war ihm dieser Trost denn jetzt genommen, war sie weniger rein und gut, weil das Gebot der Mutter, weil die Sitte des Landes sie an die Seite eines Mannes bannte, den ihr klarer Sinn innerlich von sich wies?

Der Nachtigall Gesang verstummte plötzlich; nahende Schritte störten die holde Sängerin der Nacht. Ein anderes Geflüster, weniger melodisch, doch eben so süß und zärtlich wurde hörbar; ein liebendes Paar suchte die Einsamkeit des Weihers zum heimlichen Kosen.

Weltheim erhob sich rasch; er mochte nicht unberufener Zeuge eines Liebesabenteuers sein. Sein Aufstehen war indessen doch gehört worden, erschreckt fuhren die Beiden

von einander und wandten ihre erbleichenden Gesichter dem Orte zu, von dem das Geräusch kam. Einen Augenblick blieb Weltheim wie gebannt mit starren Augen stehen. Ein verrätherischer Mondstrahl hatte die Züge der in verbergende Mäntel Gehüllten gestreift. Weltheim hatte sie deutlich erkannt: Fürst Apaturios und Fräulein von Faller, die deutsche Erzieherin Irenens.

Zwölftes Kapitel.

Das Fest war vorüber. Noch die ganze Nacht durch hatte das Knattern der Kanonenschläge, das Zischen der Raketen gedauert. Erst als die Sonne über dem Hymettos aufgestiegen, war es wieder still in Athen geworden. Seitdem pflegte Alles der Ruhe, man wollte durch Schlaf während des Tages die Versäumniß der Nacht einholen. Einige Tage lang wurde jede Arbeit eingestellt, auch Weltheim war für den Rest der Woche von dem Unterricht in der Munychia entbunden. War ihm diese unfreiwillige Muße einerseits auch willkommen, da sie ihm eine stille Einkehr in sich selbst, ein inneres Ordnen der übermächtigen Eindrücke der letzten Tage erlaubte, so vermochte er doch andererseits kaum die aufsteigende Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen zu unterdrücken. Ihm war es, als harre sie seiner, als hoffe sie auf ihn, wie auf einen Erretter vor der Schmach, der man sie hingeben wollte. Er hatte

Bernard sein Erlebniß im königlichen Garten mitgetheilt; dieser war peinlich überrascht gewesen.

„Mir thut die arme Faller dennoch leid," sagte er, „sie ist das Opfer eines gewissenlosen Menschen geworden."

„Und meinen Sie noch, Bernard, daß ich thatenlos zusehen soll, wie Irene wider ihren Willen an einen Unwürdigen gefesselt wird?" fragte Weltheim dagegen. „Heißt in diesem Falle, wie in so vielen, nicht Unrecht leiden, auch Unrecht thun?"

Bernard sah den Freund lange prüfend an; dann sagte er kopfschüttelnd: „Sie sind in diesem heißen Lande ein Heißsporn geworden; denken Sie aber an des Warners Worte: allzu große Hitze verdirbt oft, was ein ruhiges Vorgehen ermöglichen könnte. Sie sehen angegriffen und bleich aus. Schonen Sie sich und denken Sie daran, daß Sie in einem andern Klima als dem der Heimat sich vor Aufregungen hüten müssen, die Sie aufs Krankenlager werfen könnten. Und was dann? Ehe Sie wieder genesen, ist Irene vielleicht schon des Fürsten Gattin."

„Ihre Besorgnisse müßten mich nur zu immer rascheren Handeln treiben."

„Vor Allem, zur vernünftigen Ueberlegung! Sie nannten sich neulich einen Poeten und Träumer, — lassen Sie sich indessen nicht zu lange von poetischen Träumen gefangen nehmen. Handeln Sie, und handeln Sie mit Bedacht, wie Ihr Gewissen nach ernster Prüfung Ihnen eingiebt. Aber denken Sie immer daran, daß der Zufall Sie zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht hat, welches

das Schicksal eines schutzlosen, in der Fremde alleinstehenden Mädchens in Ihre Hand legt. Ob schuldig, ob nicht, beklagenswerth, das werden Sie zugeben, ist die junge Erzieherin auf alle Fälle. Sollten wir nicht eher zum Schutze für unsere Landsmännin eintreten, als durch ein unbedachtes Wort vielleicht ihr das Letzte, was sie noch besitzt, die Achtung derer ihr rauben, von denen sie abhängig ist?"

Die Unterhaltung wurde durch eine Botschaft von der Königin unterbrochen, welche die beiden Deutschen auffordern ließ, um 5 Uhr Nachmittags sich auf der Akropolis einzufinden. Bernard war diese Ableitung von den grübelnden Sorgen um Weltheims willen sehr erwünscht, da die fortdauernde Aufregung desselben für den mit den klimatischen Verhältnissen Attika's Vertrauten etwas Beängstigendes hatte.

Pünktlich fanden sich die von der hohen Frau Berufenen auf der Burg ein. Der alte Invalide, der die Wache hatte, und dem sie wohl bekannt waren, begrüßte sie mit einem freundlichen: Kallimera! *) Schweigend schritten sie die verfallenen Marmorstufen der großen Festtreppe herauf, an dem zierlichen Tempel der Nicke Apteros vorbei, den die Architekten Schaubert und Hansen erst nach dem Wunsche König Otto's vor 15 Jahren aus den beim Abbruch der türkischen Bastion aufgefundenen Baugliedern aufgerichtet hatten, — durch die stolzen Säulen der Propyläen, deren fünf mächtige Thüröffnungen noch un-

*) Neugriechisch: Guten Tag.

gebrochen stehen, auf den heiligen Felsboden selbst, der einst den höchsten Göttern geweiht die herrlichsten Bildwerke der größesten Meister, die edelsten Bauwerke trug, die je von Menschenhänden zusammengefügt siud, und der jetzt nur noch ein großartiges Trümmerfeld ist, auf dem das Auge verwirrt und traurig ruhen bleibt, als auf den erschütternden Zeugen der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit.

Wie oft war Weltheim hier mit dem nach Innen gewandten Blicke des Forschers gewandelt, die gestürzten Säulen, die Marmorbruchstücke als einzige Gesellschaft, eine Gesellschaft, der er nie müde wurde. Heute wollte ihn aber auch die großartige Einsamkeit hier oben nicht beruhigen. Hatte er sich sonst über die irdische Sorge, über die kleinlichen Widerwärtigkeiten, die das menschliche Leben trüben, durch den Hinblick auf die Geistesheroen erhoben gefühlt, deren Werke, nachdem sie selbst längst zu Staub und Asche geworden, noch jetzt nach einem Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren die Lebenden erfreuen, ihnen als Lehre und Beispiel dienen, heute versagte dieser Trost. Das Schicksal des geliebten Mädchens lag zu beklemmend auf seiner Seele, ihr Bild verscheuchte selbst die Erinnerung an die große Vergangenheit dieser erhabenen Stätte. Zu den Marmorstufen des Niketempels zog ihn die Sehnsucht zurück, weil er von dort am besten über die von Sonnenglut gedörrte Ebene hinweg bis zu dem Landhause sehen konnte, das einem Punkte gleich und doch erkennbar auf der Spitze der Munychia sich erhob. Trug

der leise Abendwind, der über den ehrwürdigen Felsen zog, seine Grüße zu der Geliebten, klagte er ihr sein Leid und seine Qual?

Der königliche Wagen rollte heran und hielt vor dem südlichen Eingangsthore. Die Königin, nur von einer Dame begleitet, entstieg demselben; Weltheim erkannte angenehm berührt die ihm so wohlgesinnte Baronin von Lichtenhein. Von den Herren gefolgt, die ihr entgegengeeilt waren, durchschritt die Königin das Trümmerfeld, an dem Parthenon und Erechtheion vorüber und blieb erst bei dem alten türkischen Wachtthurme stehen, der auf der westlichen Spitze des Felsplateaus errichtet gerade die Aussicht auf das Schloß und die Gärten der Königin verdeckte. Aufathmend schaute sie noch einmal zurück, den Blick in die duftige Ferne tauchend, bis er zuletzt auf den Tempelruinen haften blieb.

„Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben," wandte die Königin sich mit bewegter Stimme zu ihren Begleitern, „wie mich ein Besuch auf der Akropolis stets erregt. So oft ich auch schon oben gewesen bin, immer wieder ergreift mich ein heiliger Schauer und ich empfinde es als hohe Pflicht mit meinem Gemale vereint für die Erhaltung der ehrwürdigen Monumente, soweit als möglich, Sorge zu tragen."

„Leider wird alle Sorgfalt Eurer Majestät unvermeidlichen Verfall doch nicht zu verhindern vermögen," entgegnete Bernard, „die dachlosen Tempel, die nichts mehr gegen den Einfluß der Witterung schützt, sind rettungslos dem Untergange geweiht."

„Sie haben indessen schon Jahrhunderte lang diesen Einflüssen widerstanden," meinte die Königin, „jedenfalls wollen wir nicht versäumen, das Unsere zu thun, um sie möglichst lange noch zu erhalten, und von dem Entstellenden, das der Barbarismus von Jahrhunderten um sie her angehäuft hat, zu befreien. Schon steht der nur noch nach Pausanias Reiseberichten bekannt gewesene Niketempel wieder in seiner ganzen Zierlichkeit vor der Südhalle der Propyläen, zwar nur eine Ruine, gleich den Andern, — würde er aber anders in diese Umgebung passen? Wohl wäre es mein Wunsch, nun auch den fränkischen Thurm abbrechen zu lassen, der diese Südhalle noch entstellt. Da aber erheben sich tausend Hindernisse dagegen. Wenn auch Viele mir beipflichten, daß es zu wünschen wäre, das rein Griechische allein bliebe auf der Akropolis erhalten, so finden Andere doch wieder, daß die fränkischen Bauten als geschichtliche Monumente zu dem Burgfelsen gehören, und wieder Andere meinen, die hohen Thürme verleihen demselben einen malerischen Reiz, den man ihm nicht nehmen dürfe, ohne ihn zu verunschönen. Zu den letzteren gehört auch hier meine liebe Freundin, die Baronin, die selbst malerische Studien treibt und deshalb an den mittelalterlichen Thürmen hängt."

„Ich bekenne mich zu dieser Sünde, Majestät!" lächelte die Baronin. „Ich bin nun einmal eine zu deutsche Natur, um in dem Griechenthum so ganz aufgehen zu können, daß ich nicht einige Anklänge an die Heimat — denn diese Thürme zaubern mir stets das Bild unserer

alten Ritterburgen vor das geistige Auge — von ... it-
gern hier gewahrt sehen möchte."

„Und Sie, meine Herren, wollen Sie mir als Deutsche nun auch Ihre Meinung aussprechen?"

„Was mich betrifft," nahm Bernard das Wort, „so bin ich durchaus der Meinung Eurer Majestät. Auch mir scheint es das einzig Richtige zu sein, daß man der Akropolis, die wenn auch in Trümmer verfallene Gestalt wieder zu geben sucht, die sie zur Zeit des Perikles und Phidias hatte. Die Franken haben zu ihrer kunstgeschichtlichen Würdigung noch andere Monumente genug zurückgelassen; hier, wo sie nur als Barbaren die hell nischen Kunstschöpfungen verunstaltet haben, mag ih monumentales Andenken vernichtet werden."

„Sie sprechen mir ganz aus der Seele, Herr Professor," rief die Königin erfreut, „und Ihre Meinung, Herr Doktor Weltheim?"

„Schließt sich der meines Freundes an," war ... ehrfurchtsvoll gegebene Antwort. „Und was den male... Reiz betrifft, dessen Verlust die Frau Baronin fürcht... denke ich, Sie wird mir beistimmen, daß auch Perikle. und Phidias, und die andern großen Meister, die an dem Bau der heiligen Tempel hier gearbeitet haben, des malerischen Sinnes nicht entbehrten, ja gerade ihren Werken den Reiz werden zu geben gewußt haben, der in dieser Umgebung in diesem Aether und Sonnenlichte am wirksamsten ist."

„Ich unterwerfe mich Ihrer höheren Einsicht, Herr Doktor!" scherzte die Baronin, „wenn ich mich auch als

ungläubigen Thomas bekenne, der erst fühlen will, er glaubt."

„Jetzt aber zu dem Hauptzwecke, meine Herrn," nahm die Königin wieder das Wort," um dessentwillen ich Sie hierher bemüht habe. Sie sehen den häßlichen Wachtthurm, der mir so störend die Aussicht auf Alles nimmt, was mein Gemal und ich in Athen geschaffen haben. — Die Freunde der fränkischen Bauten schweigen hier, da es sich um eine türkische Hinterlassenschaft handelt. Möchte man doch die Erinnerung selbst an den Erbfeind und Unterdrücker von dem griechischen Boden tilgen! So bleibt mir meinem Gemal hier freie Hand zu thun, was uns ge-, ja man wird uns Dank für die Beseitigung dieser en Zwingburg wissen. Wir brauchen nur noch die geignete Kraft zu finden, der wir den Abbruch übertragen önnen, und es steht dem Beginn desselben nichts mehr im ege. Mein und meines Gemals Gedanken fielen dabei ie, Herr Doktor Weltheim, dessen Kenntnisse und selbe das Alterthum uns volle Garantie gewähren, di ts Werthvolles zerstört, sondern Alles, was in dem rwerk Bemerkenswerthes und für die Wissenschaft Nutzbares gefunden werden sollte, sorgsam aufbewahrt und in Sicherheit gebracht werden würde. Ich richte deshalb an Sie die Frage, ob Sie uns diesen Dienst erweisen, und die Oberaufsicht über den Abbruch des Thurmes übernehmen wollen?"

Sie blickte erwartungsvoll auf Weltheim, der vert und aufs Freudigste berührt durch das Vertrauen,

mit dem ihn das Königspaar ehrte, sich sogleich bereitwillig zeigte, die Arbeit zu übernehmen.

„Nur muß ich Eurer Majestät bemerken," fügte er bescheiden hinzu, „daß mir die technischen Kenntnisse, die zu einem solchen Abbruche gehören, leider abgehen."

„Auch dafür ist gesorgt!" rief die Königin lebhaft. „Doktor Dorner erwartet einen ihm befreundeten jungen Architekten, der vielleicht schon in Athen eingetroffen ist, und der sich bereit erklärt hat, das Technische zu übernehmen. Ihnen soll nur die Wahrung der wissenschaftlichen Interessen dabei zufallen."

„Majestät überschütten mich mit so viel unverdienter Gnade, die mich stumm macht in Dankbarkeit und Beschämung. Doch werde ich alle meine Kräfte aufbieten, Eurer Majestät Erwartungen zu entsprechen."

Die Königin reichte ihm gnädig die Hand, auf die er sich ehrfurchtsvoll neigte.

„Nun das Geschäftliche abgethan ist, lassen Sie uns noch nach dem Parthenon gehen, um von dess... den ...nstadt das Schauspiel des Sonnenunterganges zu ge... ...ie zu

Bei diesen Worten winkte die Königin de... ...len der Entfernung harrenden Diener, ihr einen bere... Himmels- Shwal zu reichen, da ein kühler Luftzug vo... ...Apollons sich erhob.

„Sie sollten eine gleiche Vorsicht üben, liebe Baronin," wandte sie sich zu dieser, „man kann hier nicht vorsorglich genug sein."

Sie schritt mit Bernard voran, während Weltheim, der Aufforderung der Königin nachkommend, sich beeilte der zarten deutschen Dame die wärmende Hülle um die Schultern zu legen. Die Baronin dankte ihm gütig für seine Aufmerksamkeit und meinte, er solle indessen auch an sich selber denken, da sein Aussehen ihr durchaus nicht gefalle.

„Ich gefalle mir selbst so wenig, Frau Baronin,“ entgegnete er, „daß ich gar nicht den Anspruch machen darf, Anderen zu gefallen.“

Sie blickte ihm mit einem Ausdruck warmen Mitgefühls in die bleichen Züge.

„Sie verließen neulich so früh das Fest, während alle Andern bis zum Morgengrauen verweilten. War Unwohlsein die Ursache Ihres frühen Aufbruches?“

„Nicht das!“ entgegnete er rasch. „Um die Wahrheit zu sagen, Frau Baronin, es überkam mich inmitten dieses griechischen Zauberlebens etwas, was Sie ja auch kennen: das Heimweh nach dem trauten Vaterlande, seiner schlichten Einfachheit und Wahrheit, für die alle Wunder der Natur
satz bieten können.“
o doch! o, ich wußte es!“ rief die Baronin.
s deutsches Herz kann sich hier nie ganz heimisch
er ein Gutes hat die Fremde doch; man lernt
elben rascher kennen und schätzen und findet
eunde, die in ganzer Treue zu uns stehen. Denken Sie daran, bester Doktor, und daß Sie im Falle der Noth auf uns sicher rechnen dürfen!“

Ein rascher Dankesblick Weltheims war die Antwort.

10

Schon war der Parthenon erreicht, man stieg die Stufen hinauf und über den Marmorboden, dem westlichen Portale zu, dessen dreifache Säulenreihe von der scheidenden Sonne in fließendes Gold gekleidet war. Unter der mächtigen Thüreinfassung, die in das Schatzhaus des attischen Landes Eingang gewährt hatte, blieb die Königin mit ihrer Begleitung stehen. Welch' ein Anblick! Kein Wort kam von den Lippen, Alle empfanden die Weihestunde, die die Seele zum Schöpfer erhob, als stünden sie in einer Kirche, deren Dach der blaue Himmelsdom, während durch die Marmorsäulen hindurch des Paradieses Herrlichkeit sich ihnen öffnete. Eine leuchtende Kugel in glühendem Luftmeere, so schwebte die Sonne über den Bergen des Westens, den runden Bergkegel von Akrokorinth, der dunkel und ernst am Horizonte aufstieg, in ein Gewand von Purpur hüllend, während unter ihm ein blinkender Spiegel, die Bucht von Eleusis sichtbar wurde von der Insel Salamis umgränzt, von welcher sich die attische Ebene mit den bereits in Dunkel gehüllten Häusern, der zahlreichen bewimpelten Schiffsmasten in der Hafenstadt Piräus breitete. Um so heller glänzten noch die zu den Füßen des Parthenon aufsteigenden Säulen der Propyläen im sinkenden Sonnenlichte, als flösse Himmelsglanz durch sie auf den Burgfelsen und als müsse Apollons Sonnenwagen, von feurigen Rossen gezogen, jeden Augenblick wieder auf dem schimmernden Marmorboden sich zeigen. Wandte sich der Blick nach Süden, so erglänzte das Meer noch in tiefem Blau, nur von flüchtigen Gluthstreifen ge-

troffen, die allmälig erblaßten, während die Inseln immer höher hinauf erglühten, bis auch sie endlich in Dunkel versanken. Nur wenige Minuten noch und das leuchtende Tagesgestirn war verschwunden, mit ihm die ganze Zauberpracht der Farbe, die fliehend nur graue Schatten zurück ließ.

Die Königin zog schauernd ihren Umhang fester um die Schultern.

„Solch' ein Naturschauspiel hat etwas Erhabenes und doch auch Erdrückendes!“ sagte sie, das allgemeine Schweigen brechend. „Das tägliche Sterben der Natur mahnt an das eigene Sterben; auch unser Tag ist kurz. Sollte man hier nicht lernen, den Werth der Zeit höher zu schätzen, keine Stunde ungenutzt vorüber zu lassen? Ach und wie viele werden noch mit Kleinigkeiten vergeudet?“

„Majestät!“ warf Bernard ehrfurchtsvoll ein: „ein Blick jetzt nach Osten, den heut noch der neidische Türkenthurm verhüllt, und wir sehen an den schönen Gärten, die aus dem attischen Steinboden wie durch Zauber emporgewachsen sind, die sprechenden Beweise, daß Königin Amalie ihre Lebensstunden wohl zu nutzen wußte.“

„Ich danke Ihnen, lieber Professor!“ neigte sich ihm freundlich die Königin. „Sie haben immer sinnige Gedanken und ein gutes Wort bereit, um die Saiten der Menschenseele wieder in richtige Harmonie zu bringen, so bald sie verstimmt sind. — Und nun, meine liebe Baronin, rasch nach Hause, damit unsere Eheherren uns nicht zu sehr vermissen.

Dreizehntes Kapitel

Die beiden Freunde waren, nachdem sie die Königin zu ihrem Wagen geleitet hatten, zum Felsplateau der Burg zurückgekehrt. Es war eine Vollmondsnacht zu erwarten und sie hatten beschlossen, bis zum Aufgange des Mondes oben zu bleiben. Schon hatte sich das Dunkel der Nacht über die Erde gesenkt, des Hymettos farblos graue Masse hob sich scharf vom tiefen Veilchenblau des Himmels ab, der im Osten durch einen lichteren Schimmer den nahen Aufgang des Nachtgestirnes verkündete.

Bernard setzte sich auf die oberste Stufe der Südfront des Parthenon und zündete sich seinen Tschibuk an.

„Setzen Sie sich zu mir, Weltheim!" sagte er: „Wir haben noch eine Stunde Zeit, ehe der Mond über den Hymettos steigt, die möchte ich benutzen, um mein Versprechen zu lösen, und Ihnen die Geschichte meiner eigenen Jugendthorheit zu erzählen. Sie gleicht der Ihrigen in so vieler Beziehung, daß Sie ein Anrecht haben, sie zu hören, vielleicht aus ihr zu lernen."

Weltheim folgte der Aufforderung des Freundes.

„Ich ahne, was ich hören werde, — doch erzählen Sie!"

„Sie werden es natürlich finden," begann Bernárd, „wenn ich mich kurz zu fassen suche. Reißt doch Niemand

gern alte Wunden auf, und thäte ich's nicht Ihretwillen, so öffnete ich den Sarg, in dem meiner Jugend Hoffen und Lieben für immer begraben ist, nicht von Neuem. So hören Sie denn: ich war dreißig Jahre alt, ungefähr in Ihrem Alter, als ich ein Gast des Fürsten L. auf dessen Stammschlosse in Oberösterreich, einige Sommer- und Herbstmonate verlebte. Den Winter gedachten wir zusammen in Rom zuzubringen, nachdem Körper und Geist in der Stille des Landlebens für die Genüsse und Anstrengungen der alten Weltherrscherin gestärkt worden. Dennoch machten wir uns nicht zu völligen Einsiedlern; Besuche in der Nachbarschaft, Jagden und Diners gaben eine erwünschte Abwechselung zu den Studien, denen der Fürst in Gemeinschaft mit mir oblag. Eines Tages kam der Fürst in mein Zimmer und reichte mir mit halb verdrossener, halb belustigter Miene einen Brief hin:

„Da glaubt man nun von aller Unruhe des Weltlebens für einige Monate sich befreit zu haben," sagte er, „aber wie ein Verhängniß folgen uns auch in die tiefste Abgeschiedenheit die kleinen gesellschaftlichen Intriguen und Quälereien. Da soll man rathen und helfen, wo man so gern an Nichts denken möchte, als den durch die Schwüle der Salons bedrückten Geist in der ewig schönen Natur wieder rein zu baden. Doch lesen Sie selbst! Muthet mir da der edle Vetter, Graf Edmund Pachta allen Ernstes zu, für ihn den Ehevermittler zu spielen. Er hat seine Augen auf die Wittwe des vor einem Jahre verstorbenen Grafen Pachta geworfen, dessen Majorat er zwar nach

dem Gesetze geerbt hat, doch ohne das colossale Vermögen des Stammesältesten, das ungeschmälert der Wittwe und Tochter desselben zugefallen ist. Da die Tochter nun augenblicklich erst 5 Jahre zählt, hat der kluge Vetter sein Auge auf die noch jugendlich schöne Mutter geworfen, die er in aller Eile sich gewinnen möchte, bevor dieselbe, eine geborne Griechin, wie ihre Absicht ist, in ihr neubefreites Vaterland zurückkehre. Zu unserm Unglück hält sich nun die Heißbegehrte besuchsweise in der Nachbarschaft bei der ihr befreundeten Gräfin Steinfeldt auf. Der stürmische Bewerber bittet also bei mir für einige Wochen um Gastfreundschaft, und ich — und das ist das Böseste bei der Sache — kann diese Bitte aus verwandtschaftlichen Rücksichten nicht einmal abschlagen."

Ich hatte den Brief währenddessen durchgelesen und gab ihn dem Fürsten ohne etwas darüber zu äußern zurück: „Kennen Sie die Gräfin Pachta?" fragte ich dann.

Er zuckte die Achseln: „Nur oberflächlich. Ich bin der Gräfin zuweilen in den Wiener Salons begegnet und gestehe, daß sie schön genug ist, um einem Manne den Kopf zu verdrehen, wenn auch ihre Schönheit mehr den antiken Götterbildern gleicht, die man wohl von Ferne bewundern mag, denen man aber nie mit menschlichem Verlangen zu nahen wagt. Ihre Ehe selbst war durchaus von ihrer Seite eine liebeleere, wenn sie auch die Pflichten gegen den älteren Gemahl, der das Leben eigentlich schon hinter sich hatte, als er sich mit ihr vermählte, stets zu erfüllen bestrebt war. Daß es nun meinem allerdings

jungen und hübschen Vetter Edmund gelingen sollte, dieses Marmorbild zu beleben, bezweifle ich stark. Doch das geht uns nichts an. Die Hoffnung bleibt uns indessen, daß ihn die schöne Dame bald merken läßt, wie seine Wünsche keine Aussicht auf Erfüllung haben; dann werden wir den leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Lebemann nicht gar zu lange hier behalten."

Bernard hatte seinen Tschibuk ausgehen lassen, er war ganz in die Erinnerung verloren.

„Am Nachmittag desselben Tages," fuhr er nach kurzer Pause fort, „machte der Fürst mir den Vorschlag, den beiden Damen, — auch die Gräfin Steinfeldt war Witwe — einen Besuch abzustatten. Er hätte es lange vorgehabt, fände es jetzt aber nothwendig, da die Anwesenheit des Vetters unbedingt einen näheren Verkehr nöthig machen werde. Wir wurden artig empfangen; die Gräfin Steinfeldt, eine liebenswürdige gewandte Wienerin, trug die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein, während ihre Freundin sich ungemein schweigsam und zurückhaltend verhielt. Um so mehr erregte sie mein Interesse, da ihre Schönheit, die allerdings in der Reinheit der Form an die griechischen Götter-Ideale erinnerte, den warmen Bewunderer antiker Kunst ungemein anzog. Ich war sehr still, als wir wieder heimfuhren, was dem Fürsten Gelegenheit gab, mich, wie er es liebte, mit dem Eindruck zu necken, den die Gräfin auf mich gemacht habe. „Einer antiken Göttin konnte es auch nur vorbehalten sein," scherzte er, „das bisher allein den Gestirnen des Himmels gehörende Herz Bernards zu rühren."

Ich ließ den Spott über mich ergehen. Hatte der Fürst doch recht, noch nie war ich von dem Anblick eines Weibes so bewegt worden, und ich konnte das schöne Bild nicht wieder aus den Gedanken los werden.

Wenige Tage darauf traf Graf Edmund Pachta in dem Schlosse des Fürsten ein, ein Mann, der mir durchaus mißfiel, nicht etwa, weil er nach der Hand des schönsten Weibes der Erde strebte, wie ich in meinem Enthusiasmus die Gräfin nannte, sondern weil er zu jenen eiteln oberflächlichen Naturen gehörte, die Alles genießen möchten, nichts für zu gut für sich halten, und doch so wenig dagegen zu geben vermögen. Der fade blonde Schwätzer, der keine andere Interessen als den Sport und schöne Weiber kannte, als Bewerber um dieses hoheitsvolle Frauenbild! Das war nur zum Lachen. Der Fürst, der sich gegen den Vetter nicht ungefällig erweisen wollte, vielleicht auch in dem Wunsche, die Sache möglichst abzukürzen, wußte einen häufigen Verkehr mit den Damen herbeizuführen. Die Gräfin Steinfeldt, die durchaus nicht für die Einsamkeit geschaffen war, begrüßte die Zerstreuung, die sich ihr bot, mit großer Freude. Der galante Bewerber um die schöne Gräfin Pachta ließ es nicht an Aufmerksamkeiten fehlen; bald wurde hierher ein gemeinsamer Ritt unternommen, dorthin ein Ausflug gemacht, bei dem Graf Edmund stets mit großer Geschicklichkeit die Unterhaltungskosten trug. Dennoch kam er in der Gunst seiner Angebeteten durchaus nicht vorwärts; ja oft blieb sie von den Vergnügungsfahrten fern, die Sorge für ihre kleine Tochter

vorschützend. Je kühler sie indessen dem Grafen Edmund begegnete, desto freundlicher verkehrte sie mit mir, dem dadurch der Pfeil, ohne daß er selbst es ahnte, sich immer tiefer in das unbewachte Herz drückte. Eines Tages ersuchte sie mich sogar, ihr und der Gräfin Steinfeldt die griechischen Tragödien des Sophokles, über die wir uns häufig unterhalten hatten, in der Ursprache vorzulesen. Ich sagte ohne Bedenken freudig zu. Sogleich wurden zwei Tage der Woche zu dieser Unterhaltung festgesetzt; wir wählten die Vormittagsstunden, um die geselligen Zusammenkünfte mit den andern Herren, die Beide der griechischen Sprache nicht so mächtig waren, um den Vorlesungen ohne Anstrengung folgen zu können, nicht zu stören. Von da an kamen köstliche unvergeßliche Stunden für mich. Die Gräfin Steinfeldt, die auch nur sehr wenig Griechisch verstand, fungirte mehr als Anstandsdame bei denselben und ließ uns auch wohl öfter allein. Wir begeisterten uns zusammen an den erhabenen Werken des Altmeisters der dramatischen Dichtung und fanden einen Einklang in unseren Empfindungen, der uns selbst oft in Erstaunen versetzte; nicht fühlten wir uns mehr als Abkömmlinge zweier Nationen, sondern als Weltbürger im großen Reiche der Geister mit gleichem Streben, gleichen Hoffnungen."

Bernard fuhr sich mit der Hand über die Augen, als müsse er die Bilder verscheuchen, die beängstigend in seiner Seele aufstiegen.

„Was soll ich Ihnen noch viel sagen, Weltheim?"

fuhr er dann hastiger fort. „Sie werden ahnen, wie es kam. Die Leidenschaft wurde geboren, sie wuchs, nahm mein ganzes Wesen hin, und wurde so groß, so mächtig, wie sie nur in einem reinen von des Lebens Nachtseiten unberührten Mannesherzen entbrennen kann. Der Fürst blickte mich oft mit einem Ausdruck der Sorge an, wenn er merkte, wie meine Gedanken häufig weit fort irrten von Allem, was um mich her gethan und gesprochen wurde. Erst die wüthende Eifersucht des Grafen Edmund brachte mich zur Besinnung. Als dieser nämlich eines Tages mit einem festgeflochtenen Korbe von der Gräfin zurückkehrte, glaubte er in mir die Ursache seines Mißerfolges suchen zu müssen, da er sonst an seiner vollkommenen Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit nicht zu zweifeln vermochte. Der empörte Geck, dessen Pläne so schmählig ins Wasser gefallen waren, dachte ernstlich daran, einige Kugeln mit mir zu wechseln, und wenn nicht der Fürst mit seinem Einflusse als Verwandter und Freund dazwischen getreten wäre, hätte die Affaire leicht für mich ein blutiges Ende nehmen können. Im Grunde hielt Graf Edmund auch vielleicht einen Gelehrten ohne adliges Wappenschild der Ehre, mit ihm sich zu duelliren, nicht werth. So reiste er denn ab, ohne mich nur eines Wortes oder Blickes mehr zu würdigen. Ich aber war tief erschreckt, mein im innersten Herzen getragenes Geheimniß jetzt vor aller Welt offenbar zu wissen; nicht meinetwillen — denn diese Liebe war ja mein höchster Stolz — sondern aus Furcht, daß auf ihren Ruf der nahe Verkehr mit mir einen

Schatten werfen könne, an dem ich um Alles in der Welt nicht die Schuld tragen mochte. Der Fürst, theilnehmend und freundlich wie immer, ahnte was mich bewegte und sagte ernst:

„Das Schicksal drängt Sie zum Handeln, lieber Freund! Ich weiß nicht, ob mein Vetter Recht hat, der Sie für den Begünstigten der schönen Frau hält, jedenfalls fordert die Ehre von Ihnen, daß Sie derselben nach dem Vorgefallenen Ihre Hand anbieten selbst auf die Gefahr hin, sich wie Graf Edmund einen Korb zu holen. Ein Mann kann eher die Last eines Korbes, als eine Frau einen Flecken auf ihrem Rufe tragen."

Ich war sehr bleich geworden: „Die Gräfin hat mir nie ein Zeichen wärmerer Neigung gegeben," sagte ich, „wenn sie auch stets sehr gütig gegen mich war. Sie ahnt vielleicht meine Liebe kaum."

„Lieber Freund," entgegnete der Fürst, „dann müßte sie kein Weib sein; Sie sind kein Meister in der Verstellung, und wer nicht absichtlich die Augen verschließt, muß die Gefühle Ihres Herzens auf Ihrem Antlitze lesen."

Ich erwiederte nichts; aber eine stille Hoffnung stieg in mir auf. Wenn sie meine Liebe erkannt, und sie geduldet hatte, mußte sie da nicht ein gleiches Empfinden für mich im Herzen tragen? Den Standesunterschied zog ich kaum in Erwägung. Wie oft hatte die hochherzige Frau es zu mir ausgesprochen, daß sie die Deutschen so hochhalte wegen ihrer gründlichen Bildung, ihres Wissens- und Forscherdurstes, wegen der idealen Güter, die sie sich

im Laufe von Jahrhunderten errungen. Sie nannte das deutsche Königspaar, das sich das befreite Griechenland erwählt hatte, die Beste seiner Errungenschaften, und wünschte ihrem Vaterlande neben dem deutschen Herrscher auch Männer der Wissenschaft, die sich der Arbeit unterzögen, die gesunkene Nation der Griechen zu cultiviren. Oft hatte sie dabei von ihrem Entschlusse gesprochen, auch ihre Kräfte dem Neuaufbau des Vaterlandes zu weihen, so viel das einer Frau möglich sei. — Wenn ich mich ihr bei diesem Culturwerke als Mitarbeiter anböte, würde sie dann noch viel darnach fragen, ob mein Name ein adliger sei, da derselbe doch — ich durfte es mit Stolz sagen, — in der gebildeten Welt einen besseren Klang hatte, als der zahlloser Adelsgeschlechter?

Trotz dieser süßen Einflüsterungen der Hoffnung fühlte ich mich doch recht niedergeschlagen, als ich nun wirklich im Wagen des Fürsten hinüberfuhr, um mir von den Lippen der Gräfin die Entscheidung meines Schicksals zu holen. Und diese Niedergeschlagenheit sank zur Muthlosigkeit herab, als ich ihr nun selbst gegenüber stand, und sie mit der immer gleichen Ruhe und Freundlichkeit mich begrüßte, als wäre nichts im Stande, den Frieden ihrer Seele zu stören. Dennoch faßte ich mir ein Herz, das heiße Empfinden wallte über, die Leidenschaft strömte endlich in der vollen Heftigkeit aus, mit der sie mein ganzes Sein seit Wochen schon füllte. Die Gräfin hörte mich, ohne mich zu unterbrechen an, und ihre schwarzen Augen dünkten mich wie verschleiert. Waren es Thränen, die

ihnen den gewohnten Glanz raubten? Ich weiß es nicht, ich fühlte nur das stürmische Pochen des eigenen Herzens, hörte nur wie im Traume ihre tiefe sonore Stimme, die mit dem Tone des Bedauerns zu mir sprach:

„Aus Allem, was Sie mir eben gesagt haben, will ich nur Eines behalten, daß Sie mein Freund sind. Die Aufgabe meines Lebens ist eine andere, als in liebender Sorge für einen Gatten aufzugehen. Ich habe eine heilige Mission in meinem Vaterlande zu erfüllen, Ihre Hülfe bei dem großen Werke nehme ich dereinst vielleicht an, wenn diese Stunde für uns Beide zu einer ruhigen Erinnerung geworden ist."

Sie reichte mir mit seiner raschen Bewegung die Hand, die ich an die Lippen zog; dann war sie verschwunden, ich allein mit meiner vernichteten Lebenshoffnung."

„Und Sie konnten sich entschließen trotz des Erlebten, Ihren Wohnsitz in Athen aufzuschlagen?" fragte Weltheim, als der Professor schwieg.

„Vielleicht war die Aussicht, sie wiederzusehen, wenn auch kaum mir selbst gestanden, ein Grund mehr für mich, den Antrag König Ottos anzunehmen," war Bernards Antwort. „Begreifen Sie denn nicht, daß der Gedanke, in ihrem Herzen keiner andern Liebe, sondern nur einer Idee unterlegen zu sein, etwas Tröstliches für mich haben mußte?

„Und Sie vermochten, ihr ruhig wieder zu begegnen?"

„Ganz ruhig! — Ich wäre nicht hergekommen, wenn ich meiner Resignation nicht völlig sicher gewesen wäre."

Weltheim drückte Bernards Hand: „Sie besitzen eine wahre Seelengröße, von der diese kaltherzige Frau bei all' ihren Volksbeglückungsideen nichts weiß. Ich bin der Meinung des Fürsten, sie müßte absichtlich die Augen geschlossen haben, um ihre Neigung nicht zu erkennen. Hat sie dieselbe aber erkannt, und es bis dahin kommen lassen, so dünkt mich die kalte Erhabenheit, zu der sie sich künstlich heraufgeschwungen hat, verwerflicher als die raffinirteste Koketterie."

„Sie urtheilen zu hart, lieber Weltheim! Lassen Sie mich Ihnen mit den Worten antworten, die der Fürst mir nach meiner Rückkehr von der Gräfin zu ihrer Entschuldigung sagte: „Der Gräfin Handlungsweise kann nur richtig beurtheilt werden, wenn man sich auf griechischen Standpunkt stellt. Dem armen, lang gedrückten Griechenvolke sind die holden Gaben Aphroditens verloren gegangen, die orientalische Unsitte hat das Weib auf dem klassischen Boden zur Waare herabgedrückt. Noch ist den Befreiten das sittliche Bewußtsein weiblicher Würde, der veredelnde Einfluß einer reinen Liebe nicht aufgegangen."

Weltheim versank in Gedanken. „Kann man ihr auch das Recht zugestehen," wandte er sich nach einer Pause zu Bernard, „ihr eigenes Geschick nach ihrem Willen zu gestalten, ihr persönliches Glück einer Idee zu opfern, Irenen gegenüber, die noch dazu die Tochter eines Deutschen ist, steht ihr dieses Recht nicht zu."

„Sie hoffen auf ein besseres Glück, als ich es gehabt habe, lieber Freund," entgegnete Bernard wehmüthig,

„und Keiner wird es Ihnen aus treuerem Herzen wünschen als ich; aber die Möglichkeit scheint mir in zu nebelhafter Ferne zu liegen, um Ihre Hoffnungen theilen zu können."

Weltheim antwortete nicht. Er stand auf, und an eine der Mormorsäulen des Parthenons sich lehnend, strich er mit der Hand mehrere Male durch das volle Haar, als fühle er ein Bedürfniß nach Kühlung, und doch wehte ein frischer Wind vom Meere her, auf welches der Mond über die Gebirgsmasse des Hymettos emporsteigend, eben seinen leuchtenden Schein ergoß. Es war ein wunderbares Bild von jenem Zauber umflossen, den nur der kennt, der einmal selbst am Ufer eines südlichen Meeres eine Vollmondsnacht durchlebt hat. Kein bleicher farbloser Geselle wie bei uns im Norden, schwebt der Mond dort eine goldig glänzende Kugel im lichten Aether daher. Ringsum lautlose Stille der Nacht, selbst das Meer scheint unter seinem Leuchten zu schlummern, denn nicht das leiseste Murmeln der Wogen dringt an das lauschende Ohr. Wie traumumfangen liegen die Inseln schattenhaft auf der spiegelglatten Fläche, auf der die Mondstrahlen allein ein flimmerndes Spiel treiben, als tanzten lichte Elfen dort ihren Reigen.

Im tiefsten Herzen erregt, schaute Weltheim in all' dies Zauberweben der Natur. Auch Bernard versank in Schweigen; verstummt doch die beredteste Lippe inmitten dieses wonnigen Friedens einer träumenden Welt. Langsam durchschritten die Freunde den Parthenon und das weite Trümmerfeld vor den Propyläen, das im Strahle des

Mondlichtes ein phantastisches Leben gewann. In blendender Weiße, als kämen sie eben aus der Werkstatt des Architekten, glänzten die Marmorsäulen, die Epystilien und Gebälke der alten Tempel, auf deren Marmorboden die über den Mond huschenden Wölkchen phantastische Schatten warfen. Wenn je, so müssen in solchen Nächten die Geister derer, die über diesen Boden einst gewandelt sind, aller jener unvergeßlichen Männer, die beim Aufbau dieser Wunderwerke der Kunst thätig waren, vor der Seele des Lebenden auftauchen, ihn mahnend und erhebend zugleich: Der Vergänglichkeit ist alles Werk der Menschenhand unterworfen, ewig allein ist die Idee. Die schöne griechische Welt liegt zerfallen in Trümmern; aber was an geistigen Gütern von ihren großen Geistern errungen worden, das ist der Menschheit als köstliches Erbtheil zugefallen, das keine Zerstörung der Zeit ihr zu rauben vermag.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohde, Clarissa

Auf klassischem Boden Roman aus der Zeit König Otto's von Clarissa Lohde

Bd.: 1

1881

P.o.germ. 1970 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676513-4